V. 55,3

30.2526
3

Biographien

der

Selbstmörder,

von

Christian Heinrich Spieß.

So wagt die Lieb' oft Riesenschritte —
Sie siegt — allein wie oft?
Vergebens sind die klügsten Tritte,
Dem, der auf sie nur hoft;
Und wenn um uns die Ketten liegen —
Was folgt? — Nur sterben oder — siegen!

v. A.

Drittes Bändchen.

Frankfurt und Leipzig.
1801.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Man hat den Wünschen des Publikums, welches die ersten zween Bändchen von der Biographie der Selbstmörder mit so vielem Beifall aufgenommen hat, nicht länger widerstehen können, und daher mit der Herausgabe des dritten Bändchens möglichst geeilet. Mannigfaltigkeit der Gegenstände, ihre Neuheit, der in den Erzählungen durch-

gehends herrschende rührende Ton, all dieses kann auch diesmal auf die gütige Aufnahme rechnen. Man will nur noch versichern, daß auch zum vierten Bändchen die nöthigen Materialien bereits fertig liegen.

Standhafter
Selbstmörder aus Liebe.

Karl und Sophie.

In einer freyen Reichsstadt, in welcher man Recht und Gerechtigkeit immer noch pedantischer zu behandeln pflegt, als bei aufgeklärten Richterstühlen, lebte ein Kandidat als Katechet am Stock- und Zuchthause ein ziemlich bequemes Leben. Er hatte ein artiges Vermögen, und bemühete sich weiter um keine Beförderung. Er fand sein Vergnügen darinn, wenn er Unglückliche trösten, und ihnen beistehen konnte, und hierzu konnte ihm keine einzige Stelle mehr Gelegenheit geben, als die er bekleidete.

Das einzige Bedürfniß, was ihm an seinen Wünschen abgieng, war eine Frau, die er schon lange suchte, aber nicht finden konnte. Wer da weis, wie leicht es ist, dergleichen zu finden, dem wird dies paradox scheinen. Aber der Kandi-

hat wollte eine Frau nach seinem Sinn, und wenn sie das nun auch war, so mußte sie noch eine Eigenschaft besitzen, sie mußte unglücklich seyn, denn darauf bestand sein Eigensinn, daß er eine solche durch seine Hand glücklich machen wolle.

Sophie, war der Name eines Mädchens, die wegen eines Kindermords ins Stockhaus gebracht wurde, und da man sie reif zum Tode betrachtete, so wurde dem Kandidaten aufgetragen, sie zu besuchen, und nach und nach zu ihrer Reise vorzubereiten.

Sophien sehen, und Mitleiden in einem Grade fühlen, wie er es noch nie gefühlt, war bei dem Kandidaten das Werk eines Augenblicks. Die sanfte Miene des wirklich schönen Mädchens, das Leidende in ihren Zügen, das so viel von Unschuld verrieth, rissen ihn ganz hin.

Sie war zurückhaltend und schüchtern. Er wußte sie offenherzig zu machen, und wurde bald ihr Vertrauter und ihr Freund. Er bat sie ohne Rückhalt ihm ihre Geschichte zu erzählen.

Ich bildete mir ein, sagte sie, tugendhaft und fromm ohne Wanken zu seyn. Ich diente als Kammermädchen bei einer vornehmen Dame, die mich liebte, und mich zu versorgen versprochen hatte. Ein junger fremder Edelmann gieng in ihrem Hause fleißig aus und ein, und sagte mir immer Schmeicheleyen vor. Ich war unerfahren, und hielt jeden Menschen für so gut, als ich es seyn

wollte. Ich sagte ihm, er mögte mir nichts mehr vorreden, wenn er irgend unehrliche Absichten hätte. Ich sey zu fest in meinen Grundsätzen, als daß sie wanken könnten.

Der Bösewicht wußte seinen Vortheil zu nehmen. Er versicherte mich, er liebe nur meine Seele, und während eines Umganges von einem halben Jahre hat er nicht das entfernteste Unanständige in seinem Munde geführt. Ich war ausschweifend für den Tanz eingenommen, und da ich hierzu selten Gelegenheit hatte, so ließ ich mich einmal überreden, ohne meiner Herrschaft Vorwissen mit ihm einen Masquenball zu besuchen. Der unbändige Tanz erhitzte mich. Mit den Kühlungen, die er mir gab, betrog er mich, und goß Feuer in mein wallendes Blut. Ich wußte nichts mehr von mir selbst, so hingerissen war ich von Wollust und Trunkenheit. Er bediente sich meiner Schwäche, und siegte über mich.

Ich hatte den andern Tag Mühe, mich zu entsinnen, was mit mir vorgegangen. Thränen stürzten aus meinen Augen, als ich mir das Geheimnis meines Lasters erklärte. Es war gut, daß mein Verführer mir nicht wieder unter die Augen kam. Er war am andern Morgen abgereist.

Ich fand eine starke Börse von ihm in meiner Tasche, die ich den Armen vertheilte, um mein Verbrechen wieder gut zu machen. Ich weinte be-

ständig und kam nicht mehr aus dem Hause. Mein Elend stieg aufs höchste, als ich bemerkte, daß ich schwanger war. Ich verließ meine Herrschaft, der ich unmöglich die Kränkung anthun konnte, ihr meinen Fall zu gestehen.

Ich flüchtete zu einer alten Muhme, der ich mich entdeckte. Sie nahm mich gütig auf, und sagte, sie wolle es schon veranstalten, daß ich in der Stille niederkäme, und dann könnte ich meinen Dienst wieder antreten. Ich brachte die Zeit bis zu meiner Niederkunft mit Weinen und Beten zu. Die Stunde erschien, und meine Muhme lief nach einer Hebamme. Ehe sie aber wiederkam, ergriefen mich übernatürliche Schmerzen, die mich fast bis zum Wahnsinn brachten. Ich kam nieder, und als ich sah, daß es ein Mädchen war, ergriff mich eine natürliche Wuth, ich rief aus: nein, du sollst nicht das Opfer eines Bösewichts werden, und ein Druck meiner Hand endete das Leben des armen Würmgens —

Ich kam schnell zu mir selbst. Ich drückte das Kind an meinen Mund, und schrie: Gott! ich habe dich gemordet. In dem nämlichen Augenblick trat meine Muhme mit der Hebamme herein, die Erstere fiel vor Schrecken in Ohnmacht, die Leztere aber lief gleich, um die Hände der Gerechtigkeit in Bewegung zu setzen. Sie schwieg —

Dem Kandidaten rollten die Thränen die Wangen herab. Er tröstete sie damit, daß ihr im Him-

mel alles schon vergeben sey, und daß sie, wenn die Weltrichter sie auch nicht lossprächen, doch ruhig sterben könnte.

Er gieng zu ihrem Advokaten, der die möglichste Mühe anzuwenden versprach, aber zum voraus prophezeyte, daß alles nichts helfen würde, weil ihr eigenes Geständniß des Mords sie verdammte.

Indessen besuchte der Kandidat Sophien täglich, entdeckte täglich neue, gute Eigenschaften an ihr, fieng an, sie zu lieben und liebte sie bald bis zur Verzweiflung.

Höre, Sophie, sagte er, ich nehme dich zur Frau. Ich hoffe, dieser Entschluß soll deine Richter bewegen, dir Gnade widerfahren zu lassen. Das Mädchen weinte vor Rührung über so viel Güte, die sie nicht erwartete, und nicht zu verdienen glaubte.

Der Kandidat gab sich alle erdenkliche Mühe, lief bei allen Richtern umher, stellte ihnen sein Leiden, Mädchens Unglück, ihre beiderseitige Liebe auf die rührendste Art vor. Sie hörten ihn alle an. Manche beklagten ihn, versprachen zu thun was sie könnten. Andere waren hart, schalten ihn einen Thoren und Unsinnigen. Er ertrug alles geduldig, um seine Sophie zu retten.

Der Tag des Urtheils erschien. Er hofte. Die ganze Stadt, die von allem unterrichtet war, hofte. Aller Hofnung war vergebens. Das Todesurtheil

war gesprochen. Die mitleidigen Richter wurden nicht gehört.

Ists möglich, rief der Kandidat aus. Kann die Gerechtigkeit auch unmenschlich seyn. Er gieng zu Sophien. Für dieses Leben also, Sophie, sprach er, ist es aus mit uns. Man will mir nicht das Glück gönnen, dich glücklich zu machen. Aber es giebt noch eine Welt. Höre, mein liebes Mädchen, ich bin entschlossen, dir zu folgen. Ich gehe aus der Welt, wo du nicht mehr bist.

Sophie fiel vor ihm auf die Knie nieder. Ich bitte dich um alles, was dir lieb und theuer ist, thue das nicht. Tödte dich nicht selbst. Du bist verblendet. Erwarte es, bis du mit mir vereinigt wirst. Wie lange kann das dauern? Was ist das Leben des Menschen?

Nein, erwiederte er, mein Vornehmen ist standhaft. Wir sehen uns gleich in der Ewigkeit.

Sie vermochte ihm den Entschluß nicht auszureden. Er wählte noch den Weg, zu allen ihren Richtern zu gehen, und ihnen es zu sagen, daß er sich umbringen würde, wenn sie ihr Urtheil nicht widerriefen, und daß sie alsdenn Ursache an seinem Tode wären.

Die Härtesten unter ihnen warnten ihn, das nicht zu laut zu sagen, sonst würde man ihn als einen Wahnsinnigen festsetzen, und ihm die Mittel benehmen, sich zu entleiben.

Dieß setzte ihn in Schrecken, und er schwieg von dem Augenblicke an.

Er brachte die meiste Zeit nun bei Sophien zu, und bereitete sie zu ihrem Tode. Ich werde dich selbst hinführen, sagte er, und bis auf den letzten Augenblick dir Muth einsprechen.

Sophie fieng oft an, von seinem gegen sie gedachten Vorsatze zu reden, und bat, ihn nicht auszuführen. Allein er antwortete ihr immer: sorge nicht, Gott wird sorgen, versprechen kann ich dir nichts. Du siehst, ich bin zum Unglück bereit, wie zum Glück. Du magst davon auf meine Denkungsart schliessen. Ich liebe dich unaussprechlich. Ich entdecke immer mehr Gutes in dir, und ich muß wähnen, daß der Himmel dich nicht für diese Welt bestimmt hat, sondern dich abruft, weil er dich an einen besseren Ort führen will. Vielleicht mich auch, liebe Sophie.

Endlich brach der schreckliche Tag an, an welchem sie der Gerechtigkeit geopfert werden sollte. Du bist meine Braut, sagte der Kandidat zu ihr, und ich begleite dich zum Altar, wo wir auf ewig vereiniget werden. Er bestieg den Wagen mit ihr. Tausend thränende Augen waren zur Seite. Jedermann bewunderte seine Standhaftigkeit.

Fürchte dich nicht, Sophie, sagte er. Der Tod wird dir nicht schmerzhaft seyn. Du stirbst leicht, und in einem Augenblick, und dann bist du da, wo es dir besser ist, als hier.

Ach Gott! antwortete sie, ich zittre nicht vor meinem Tode. Du hast mich so kräftig gestärkt, daß ich ihm muthig entgegengehe. Aber, daß ich dich zurücklassen muß, und noch mehr, daß ich über dein Schicksal nicht beruhiget bin, das macht mir den Gang sauer.

Gott wird sorgen, war wieder seine Antwort.

Wie sie auf den Rabenstein heraustrat, riefen viele aus dem Volke: Gnade! Gnade! der Kandidat wandte sich zu ihnen: Still, Kinder, sagte er, ihr wißt nicht, was ihr bittet. Wünschet doch nur alle, daß euer letzter Gang so gewiß zu Gott gehe, wie der Gang dieser Armen, die ihr unglücklich nennt, die ich glücklich preise, und die nun bald reich seyn wird.

Er sagte noch verschiedenes Rührendes, was die Menge mit tausend Thränen beantwortete. Endlich wandte er sich zu Sophien. Wie ist dir? frug er.

Mir ist, als wenn ich froh seyn sollte, sagte sie, nur etwas ängstlich. Es wird doch schnell gehen, mein Lieber? Es wird gewiß schnell gehen. Er bat den Scharfrichter noch einmal darum, und verband ihr selbst die Augen. Wie der Scharfrichter ansezte, flüsterte er ihr zu: ehe die Sonne auf Erden wieder aufgeht, sind wir beisammen. Sie seufzte, und eine Sekunde trennte ihre Seele und ihren Körper.

Er dankte dem Scharfrichter, der ihm versi-

cherte, daß ihm noch nie eine Exekuzion so schwer geworden.

Er fuhr still und gedankenvoll zurück. Er bekam an dem Tage noch viele Bothschaften, daß er sich beruhigen mögte, daß man vor sein Glück sorgen, und es ihm wohl in dieser Welt gehen solle.

Aber man fand ihn am andern Morgen todt. Er hatte sich an der äußern Thüre des Zuchthauses erhenkt.

Weber,

geretteter Selbstmörder aus Liebe.

In einem vornehmen adelichen Hause war ein junger Mensch, den wir Weber nennen wollen, Hofmeister der Kinder. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein gutes, empfindsames Herz, machten ihn dem Hause angenehm, und man sah ihn lange, als zur Familie gehörend an. Wie er eintrat, war Fräulein Karoline eilf Jahre alt. Er war neunzehn. Zwey ältere Brüder des Fräuleins wurden, nachdem er sie noch zwey Jahre unterrichtet, nach Frankreich gesendet und nun fiel seine Arbeit auf zwei jüngere Brüder, die ihn nicht so sehr beschäftigten, so daß er sich öfterer und näher mit Fräulein Karolinen unterhalten

konnte, die jetzt dreyzehn Jahre alt war, und durch ihre Schönheit schon die Augen der Welt auf sich zog.

Weber wußte selbst nicht, was er für sie fühlte, aber sein Zimmer war ihm heiterer, wenn Fräulein Karoline darinn war, der Garten war ihm schöner, wenn er mit ihr darinn spazierte, die Natur lachte ihn mehr an, wenn er in ihrer Gesellschaft sie bewunderte.

Weber war noch unschuldiger Jüngling, eine Seltenheit, die aber doch richtig war, und sich dabei sehr natürlich erklären ließ. Er war unter der vernünftigen Anführung eines Freundes erzogen, und hatte unter seiner Leitung studirt. Er hatte ein lenksames Gemüth, und sein Freund hatte ihn so in Thätigkeit zu setzen gewußt, daß er an Wolluſt keinen Gedanken fassen, hatte ihn so zu verwahren gewußt, daß kein verführender Bösewicht ihm nahe kommen können.

In dem Hause, in dem er itzt war, fand er eben so wenig dergleichen Reiz, und hätte er ihn auch gefunden, so hätte Karolinens Bild, gegen das ihm freylich jedes andre weibliche Geschöpf abgeschmakt vorkommen mußte, ihn vor jeder Ausschweifung bewahrt.

Karoline war dem Herrn Weber nicht viel weniger gewogen, als er ihr. Niemanden gab sie zum spazierengehen ihren Arm lieber als ihm, und

sie

sie ärgerte sich, so oft der Wohlstand sie nöthigte, irgend einen jungen Kavalier ihm vorzuziehen. Sie pflegte sich dann oft nach ihn umzusehen, wenn er einsam hinterher gieng, denn welches adeliche Fräulein würde wohl ihre Würde so sehr wie sie vergeben, und dem Herrn Weber, dem Hofmeister, ihren Arm gegeben haben. Er fühlte das Liebreiche in diesem Umsehen, und ein solcher Blick von ihr tröstete ihn für die Empfindungen, die wirklich nur in diesem Falle ihm einen Abstand der Stände zeigten.

Alle Tage waren Weber und Karoline stundenlang zusammen. Der Unterricht, den er ihr gab, bestand mehr in Gesprächen, in denen sie sich einander alles entdeckten, was sie fühlten, als im Lernen. Aber das Wort Liebe kam bei diesen Unterredungen nie, als ihnen angehend, in Betrachtung. Daß sie in allen, wovon sie sich unterhielten, gleich dachten, daß sie sich nie widersprachen, nie entgegengesetzter Meinung waren, das freuete sie. Mein lieber Weber denkt wie ich — meine süße Karoline hat hierinn gleiche Gesinnungen mit mir, das war alles, was sie sich sagten. Daß er ihre Hand drückte und küßte, daß sie ihm tausend Schmeicheleyen darüber sagte, daß er sie zu einem so guten Mädchen gemacht, das waren alle ihre Aeusserungen, und ein Kuß war nie vorgefallen; denn so brennend auch

sein Verlangen vielleicht darnach war, so hielt ihn doch Ehrfurcht in den strengsten Schranken, und sie hatte zu reine Begriffe von weiblicher Sittsamkeit von ihm selbst erhalten, als daß sie auch nur den Gedanken daran hätte denken können.

Karolinens Mutter war eine Dame von ausnehmender Schönheit, und ohngeachtet sie zwischen 30. und 40. war, so blendete sie noch. Karoline, so ausgewachsen sie auch war, hatte doch noch so viel Kindisches, daß man sie nicht so sehr beobachtete. Man hinderte sie nicht, sich mit Webern zu unterhalten, man sah ihren Verstand dadurch zunehmen, und das war hinreichend, mit ihrem öfteren Zusammenstecken zufrieden zu seyn. Weit entfernt irgend einen Argwohn, der auch bei Webers Karakter gar nicht zu vermuthen war, zu hegen, ließ Karolinens öfteres Lob ihres Hofmeisters, nichts, als eine dankbare Seele vermuthen. Auch sprach sie so offenherzig von dem, was sie mit ihm sprach, und dieß enthielt so wenig Zweydeutiges, und so viel Unschuldiges, daß nie Jemand mehr als Unterricht vermuthete.

Um diese Zeit kam ein General in diese Gegend, der ein weitläuftiger Verwandter des Hauses war. Er war in seinen besten Jahren, hatte sich in kurzer Zeit durch reelle Tapferkeit so sehr emporgeschwungen, und genoß die Huld seines Monarchen im höchsten Grade. Nichts natürlicher, als daß man ihn auch in diesem Hause freund-

schaftlich aufnahm. Man wußte aber die Absicht des Mannes nicht, die wirklich keine andere war, als sich eine Gattinn unter den Töchtern seines Landes zu suchen.

Karoline machte gleich Eindruck auf ihn. Der Mann hatte Weltkenntniß, und wollte ein Mädchen haben, das er sich nach seinem Geschmakke ziehen könnte. Ihr langer, schlanker Wuchs, ihre sanften, blauen Augen, ihr blondes, wallendes Haar, ihr ganzer Anstand machten sie schon zu einem seines Vermögens und Ranges würdigen Gegenstande. Als er aber vollends sich mit ihr unterhielt, als er Verstand und Seelengüte bey ihr fand, als er sich von ihrer Unschuld vollkommen überzeugte, da beschloß er, nur sie sollte die Seinige werden, und keine andere Wahl blieb seiner Seele übrig.

Indessen war es nicht leicht, diesen Wunsch zu erfüllen. Das Mädchen, das wußte er, hatte blinden Gehorsam gegen den Willen ihrer Eltern. Sie kennt keine Neigung, keine Liebe, sprach er zu sich selbst. Ihre Begriffe davon werden so seyn, wie ich sie ihr gebe. Sie wird, von meiner gütigen Behandlung, von meiner Aufmerksamkeit für sie hingerissen, nur mich lieben, und keinem andern Gehör geben.

Er wandte sich also an die Eltern. So wenig sie gegen sein Vermögen, Stand, und gegen sein

Zutrauen zu ihnen einzuwenden vermochten, so wichtig war ihnen der Umstand seines Alters. Sie verhehlten ihm das nicht. Ein Vierziger zu einem 16jährigen Mädchen, war ein Abstand, der in Erwägung gezogen zu werden verdiente.

Der General war auf diese Einwendung nicht unvorbereitet. Wäre Karoline, sagte er, wie andere Mädchen, wäre sie schon mit einer gewissen Gattung von Weltkenntniß bekannt, so würde ich gar nicht um sie angehalten haben. Aber so lernt sie erst durch mich Liebe und Welt kennen, und ich werde die Bekanntschaft mit derselben ihr so machen, daß sie zufrieden, und glüklich seyn wird. Ich will vor ihr Inneres sorgen, sie soll einen zärtlichen Ehemann, wenn sie wollen, einen verliebten Vater an mir finden. Mein Glük hat für das Aeußere gesorgt. Was sie begehren kann, soll sie haben. Keiner ihrer Wünsche soll unerfüllt bleiben.

Die Eltern fanden, was er sagte, vernünftig. Sie baten sich einige Tage Bedenkzeit aus. Sie überlegten und fanden, daß wenn ihre Tochter nicht abgeneigt wäre, die Parthie einzugehen, sie troz der Verschiedenheit der Jahre wohl glücklich für sie seyn könnte.

Sie ließen Karolinen kommen. Sie frugen sie, ob sie schon liebte? das freymüthigste Nein, war ihre Antwort. Sie frugen sie, ob sie wohl einen Mann wählen könnte, der schon in mittle-

ren Jahren wäre? Sie erwiederte, daß sie sich ganz dem Willen ihrer Eltern überließe. Man nannte ihr den General, und sie schien nichts dawider zu haben. Man sagte ihr, sie möchte es noch überlegen, aber dem General, der den andern Tag wieder kam, machte man entfernte Hofnung.

Konnte Karoline ihrem Weber wohl etwas verhehlen, was das Glück ihres künftigen Lebens betraf? Sie erzählte ihm alles, was ihre Eltern ihr gesagt, den Vorsatz des Generals, und ihre Gleichgültigkeit dabey. Sie frug ihn, was sie thun sollte, frug ihn, ob sie glücklich seyn würde, frug ihn, ob sie, da die Eltern sie ihrer Wahl zu überlassen schienen, ihn wählen sollte, oder nicht?

Weber erblaßte. Zum erstenmal kam der Gedanke in sein Herz: ich liebe sie — der folgende war: ich kann, ich werde sie nie besitzen. Ein Zug der Verzweiflung furchte sich in seinem Gesichte.

Was ist ihnen? Weber, sagte das unbefangne Mädchen. Sie sehen fürchterlich aus. Ich will nach Hilfe rufen. Ihnen ist nicht wohl.

Was soll mir Hilfe, Karoline, sprach er etwas sanfter, und hielt sie zurück. Sie sind für mich verloren, und ich habe alles verloren. Ich fühle etwas, was ich noch nicht fühlte. Ich liebe sie unaussprechlich. In mir liegts, daß ich ohne sie nicht leben kann. Die Nähe des Verlustes hat

mir die Augen geöffnet. Ich darf diese Augen nicht bis zu ihnen erheben, und deswegen bin ich zeitlich und ewig verloren — O Karoline, warum sind sie nicht ein Bürgermädchen! Meine Liebe solle sie für Stand und Reichthum schadlos halten.

Weber! rief Karoline aus, um meinetwillen sind sie nicht verloren, und mit diesen Worten flog sie zum Zimmer hinaus, und zu ihrer Mutter. Sie sagte dieser, sie könne dem General ihre Hand nicht geben.

Die Heftigkeit, mit welcher sie das vorbrachte, die Wallung des Bluts, die in ihrem Gesichte und ganzen Wesen sich entdeckte, und der so schnell gefaßte Entschluß, entdeckten der Mutter, daß eine geheime Triebfeder erst im Augenblicke schnell auf sie gewirkt haben müsse.

Sie wollte ihre Gemüthsbewegung nicht vermehren. Wer will dich denn zwingen, mein Kind, sagte sie zu ihr. Hast du nicht gehört, daß wir dir Zeit geben, deine Wahl zu überlegen, und daß sie immer noch von dir abhängt. Geh auf dein Zimmer, sammle dich, werde ruhig, und vergiß, daß wir jemals des Generals Erwähnung gethan.

Das beruhigte Karolinen wirklich. Sie gieng getröstet von der Mutter, und diese erkundigte sich nun, wo sie gewesen. Sie erschrak nicht wenig, da sie hörte, daß sie vom Hofmeister zu ihr gekommen. Sie ließ Herr Webern zu sich bitten. Er erschien, und sein Gesicht entdeckte ihr

mehr, als sie geglaubt hatte. Sie hatte nur gedacht, er habe ihr das Bild der Ehe mit einem so alten Manne verhaßt gemalt, und sie hatte nichts weniger willens, als ihn deswegen zu tadeln. Sie wollte ihn nur bitten, seine Schilderungen sanfter einzurichten, und der Empfindlichkeit des Mädchens zu schonen.

Aber sie sah beim Eintritte verzweifelnde Liebe bei ihm, und das schlug sie ganz zu Boden. Er war ein Mann, der sich um ihr Haus verdient gemacht hatte. Diesen mußte sie nun unglücklich sehen, ohne ihm helfen zu können. Sie wollte eben anfangen zu reden, als er sie unterbrach.

Ich kann mirs denken, gnädige Frau, warum sie mich haben rufen lassen. Ich habe mirs eingebildet, daß die unbefangne Karoline ihr Herz vor ihnen ausgeschüttet. Es war ein einziger Augenblick der Ueberraschung, in dem ich mich so weit vergaß und ihr meine Leidenschaft entdeckte. Ohne diesen Augenblick wäre meine Liebe ein ewiges Geheimniß geblieben. Aber ich erhielt auch die Nachricht meines Verlusts zu unerwartet, zu unvorbereitet. Auch gnädige Frau gestehe ichs ihnen, ich kann ihn nicht ertragen, diesen mir so schrecklichen Verlust. Aber nicht sie, Verehrungswürdige, nicht ihre Tochter soll dadurch leiden. Hier haben Sie einen Brief. Geben Sie ihn ihr, wenn ich fort seyn werde, denn ihr Haus muß ich

verlassen. Er wird so viel auf sie wirken, daß sie mich vergißt.

Er wollte gehen, aber die Mutter hielt ihn zurück. Wohin wollen Sie, unglücklicher Mensch, sagte sie. Bleiben Sie, und verlassen sie mein Haus nicht mir in einer Art, wo die Welt mir Undank zur Last legen könnte. Sie haben ihr Herz gegen mich ausgeschüttet, nehmen sie dafür meine ganze Liebe. Wollte Gott, ich könnte auch sagen, meine Tochter. Aber das kann ich nicht. Ich bin nicht allein Herr über sie. Mann, Familie, Umstände, Konventionen, alles würde sich gegen mich vereinigen, und spräche ich anders, so würde ich sie mit einer vergebenen Hofnung nähren. Aber als Freundinn von Ihnen will ich handeln, handeln sie als Freund meiner Tochter. Gemeinschaftlich wollen wir daran arbeiten, ihnen beiden die Last, die sie tragen müssen, erträglich zu machen. Versprechen sie mirs in die Hand, daß sie mein Haus nicht verlassen wollen.

Kam Webern in dem Augenblicke die Zärtlichkeit einer Mutter, die ihm doch eigentlich nichts angieng, so nahe ans Herz, oder war es eine geheime Hofnung, die sich fälschlich vor seine Seele malte, genug, er versprachs ihr, bat hernach dringend sie verlassen zu dürfen, und glaubte ruhiger zu seyn.

Allein er war kaum auf seinem Zimmer, als wilde Verzweiflung sich seiner bemeisterte. Er hat-

te etwas versprochen, was er nicht zu halten vermochte. Karolinen sehen und, mit jedem Blicke auf sie, fühlen, was er in ihr verloren, das konnte er nicht aushalten. Sein Vorsatz war gewesen, seinem Leben außer dem Hause ein Ende zu machen. Die Heftigkeit des Gefühls ließ den denkenden Mann Zukunft und alles vergessen.

Und warum, sprach er zu selbst, das hier nicht thun, was ich dort thun wollte. Warum nicht auf einmal den Leiden dieses Hauses und deinem eignen ein Ende gemacht — Ja — Wenn sie nun aber käme, sähe dich in deinem Blute liegen? — Desto besser, rief er sich zu, so wird sie dich verabscheuen, und glücklich seyn.

In dem Augenblick fuhr seine Hand nach dem vor ihm liegenden Scheermesser.

Karolinens Mutter, die nicht so leicht ihn besänftigt glaubte, als er beim Weggehen schien, einen so raschen Entschluß aber auch nicht wähnen konnte, hatte ihn zu beobachten sich entschlossen, und war in ein gegenüber liegendes Zimmer gegangen, durch dessen Fenster sie das seinige ganz übersehen konnte. Bei dieser Bewegung flog sie zu ihm. Sie öffnete eben die Thüre, als er den Schnitt machte, und sein Schreck, denn er glaubte, Karoline käme, verursachte, daß er nur halb gelang. Indessen fiel er ohnmächtig nieder.

Karolinens Mutter schickte nach Hilfe, brauchte aber so viel Vorsicht dabei, daß kein

Mensch erfuhr, was dem jungen Mann eigentlich fehlte. Unter dem Vorwande eines ansteckenden Fiebers, wurde er zum Hause herausgebracht, und Karoline, so sehr sie auch weinte, bekam ihn nicht wieder zu sehen. Man fand sogar für rathsam, ihn aufs Land schaffen zu lassen, und in der Stadt ihn für todt auszugeben. Karoline weinte lange. Die Liebe ihrer Eltern aber, und die gefällige Art, wie sie mit ihr umgiengen, verbannte nach und nach den Kummer. An Gehorsam und Gutthätigkeit gewöhnt, gab sie den dringenden Wünschen des Generals nach, und gab ihm ihre Hand.

Weber war, und blieb während der ganzen Kur betäubt. Als er zu sich kam, und völlig hergestellt war, kündigte man ihm auf die glimpflichste Art Karolinens Entschluß an. Dies setzte ihn aufs neue in Verzweiflung, aber der Ausbruch derselben war von einer andern Gattung. Da er glaubte, die Mutter habe ihr seinen Brief gegeben, so ärgerte es ihn, daß sie ihn so schnell vergessen können. Er verwarf alle großmüthige und edle Anträge des Hauses, wo er gewesen war, und zeigte nur Verachtung dagegen.

Er hatte vor einigen Jahren eine Bekanntschaft mit einem durchreisenden Engländer gemacht. Dieser hatte ihm gesagt, daß er keine Familie, Niemand hätte, der ihm angehöre, daß er sehr reich sey, daß er aber seinen Reichthum blos anwende,

um die Ungerechtigkeiten, die das Schiksal in der Welt so oft ausübte, wieder gut zu machen. Sie waren durch die Gleichheit ihrer Begriffe sich immer näher gekommen, und die vertrautesten Seelenfreunde geworden.

Karolinens Mutter, die nicht ohne Grund einen Rückfall von Webers Anwandlung befürchtete, und bei der sich diese Erwartung durch die gänzliche Absonderung vom Menschengeschlechte, und durch die Hartnäckigkeit, mit der er alle Geschenke von ihrer Seite ausschlug, bestättigte, sann auf ein Mittel ihm beizuspringen. Wirklich ließ sich aus seiner Unbesorgtheit für sein künftiges Schicksal auch nichts anders schliessen, sie wußte von der Bekanntschaft, meldete dem Engländer den ganzen Verlauf der Sache, und auf den Flügeln der Freundschaft eilte dieser zu dem Unglücklichen.

Wozu mußte mir das Schicksal, sagte Weber, als er ihn sah, auch noch den Streich versetzen, daß mein einziger Freund mein Unglück mit mir theilen muß!

Um es dir zu lindern, erwiederte jener. Ist der große Philosoph gefallen? Ist der Menschenkenner —

Halt, fiel Weber ein, diesen Punkt erwähne nicht. Ich habe mich ins ganze Menschengeschlecht geirrt, ich möchte gern noch dich davon ausnehmen. Laß mir wenigstens den Wahn, daß du

der bist, der du zu seyn scheinest, sonst möchte ich so ganz trostlos aus der Welt gehen, und wähnen, auch dort sey der Betrug so stark. Nur du hältst noch meinen sinkenden Glauben.

Wer wollte sich an ein Rohr halten. Lieber gebrochen als gebeugt, Weber. Du sprichst vom Sterben, bist dem Tode nahe gewesen, und sprichst doch vom Sterben.

Spottest du mich, oder willst du vielleicht meinen Entschluß wankend machen? Soll ich wohl in der Welt bleiben? Warum? Um von jedem mit einem hohnlächelnden Blick angesehen zu werden? Um als privilegirter Müssiggänger von der Gnade anderer zu leben! Glaubst du, daß ich mir in der Stimmung, in der ich bin, nur den nothdürftigsten Unterhalt verdienen könnte? Glaube mir, man hat nur ein Gut in der Welt, und wenn man das verloren, so giebts keinen Zweck mehr, für den man arbeitet. Entweder ich bin für andere Zonen reif, und das muß ich fühlen, und gehen, oder gehe ich nicht, so werde ich der Bestimmung mich selbst verlustig machen, zu der ich nach diesem Gefühl kommen könnte, und sollte.

O weh über den so richtig fühlenden Menschen, der in der Ektasse über seinen Verlust bestimmen will, was er zu thun und zu lassen hat, der in der Heftigkeit der Leidenschaft reif seyn will zu einem besseren Leben! Wozu mußtest du denn wohl

unter diesen Umständen, und in dieser Lage bestimmt seyn?

Beßre Menschen kennen zu lernen, als hier sind. Menschen, die meinen Empfindungen um so viel näher sind, daß sie nicht schnurstraks meiner Glückseligkeit sich widersetzen.

Einer Glückseligkeit, die doch wahrhaftig im Gegenstande falsch war, den du wähltest, bey der du dir gleich den unmöglichen Fall des Besitzes hättest denken —

Ha, fiel Weber rasch ein, da fang' ich dich. Ich rechnete nie auf ihren Besitz, hatte nie einen Gedanken — daran. Das ist meine Qual, daß sie anders dachte, als ich glaubte, daß sie nach dem Empfang meines Briefes sogleich sich umstimmen, sogleich ihre Hand einem andern geben konnte. Sie hätte mir nicht lügen, nicht in dem Augenblicke, da ich mich ihr entdeckte, das selige Bild der feurigsten Gegenliebe mir zeigen sollen. Damals brachte mich die in diesem Bilde liegende, unaussprechliche Aussicht von Seligkeit, die ich nun verlieren mußte, zu dem raschen Entschluß. Jezt soll mich die ganze unabsehbare Fläche von Vorstellung zum überlegten reifen Schritt bringen.

Also immer entschlossen zu sterben, ohne zu wissen, ob sie deinen Brief gelesen, ohne zu untersuchen, welche Gründe sie bewogen haben.

Zu dieser Untersuchung möchte bey dem prächtigen Ueberflusse von Vorstellungskraft freylich mehr

als ein Menschenalter erfodert werden, und darum, Freund, beunruhigen Sie mich nicht mit dem Gedanken einer solchen Pflicht; lassen sie mich ruhig bleiben, und ruhig sterben.

Weber sagte diese Worte mit so fühlbarer Empfindlichkeit, daß sein Freund sich nicht getraute, ihm weitere Einwendungen zu machen. Er bat ihn nur, um sich selbst von Karolinens Schuld zu überzeugen, ihm eine Abschrift von jenem Briefe lesen zu lassen.

Und sie könnten mich fähig halten, daß ich in jenen Augenblicken der heftigsten Wallung von einem solchen Aufsatze eine Abschrift nehmen können? Diese Worte Webers waren von einem äußersten Unwillen begleitet, und sogleich folgte seine Entfernung von seinem Freunde darauf, die so rasch war, daß sie nicht verhindert werden konnte. Ob er ihm gleich nachfolgte, verlohr er ihn doch bald aus dem Gesichte, und suchte den ganzen Tag theils selbst, theils durch seine Leute vergebens nach ihm.

Bestürzt und traurig eilte er zu Karolinens Mutter. Er sah ihre Thränen bei seiner Erzählung fließen.

Gott! rief sie aus, so bin ich vielleicht an seinem Unglücke selbst schuld. Hätte ich gewußt, daß ich vielleicht einen möglichen Trost für ihn besäße, wie lange hätte ich ihn gern geben wollen; Karoline ist unschuldig. Hier ist sein unerbrochener

Brief. So wie ich alles für Karolinen verheelte, so habe ich auch das verheelt. Ich fürchte mich, seine Wunde aufzureissen, wenn ich ihm ihn wiedergäbe, sonst hätte er ihn erhalten. Ich bin noch weiter gegangen. Ich habe Karolinen gesagt, er erlaube ihr nicht allein den General zu heirathen, sondern er ließe sie darum bitten. Er wolle nach einiger Zeit sie wieder sehen, und hoffe dann ruhiger zu seyn.

Und was sagten sie dem General? frug der Engländer.

„Warum das" —

Weil, wenn der General das wußte, was mit meinem Freunde vorgegangen, und das Mädchen nahm, er straffällig ist, und — hier faßte er sich. Es fiel ihm ein, daß Karolinens Mutter — der Karoline, die des Generals Gattin war — vor ihm stand.

Und könnten sie, sagte die edle Frau, sanft und weinend, Blut mit Blute rächen, und der Mensch seyn, der sie sind? Aber wenn sie auch so denken könnten, so haben sie doch jezt nicht das Recht dazu. Der General wußte nichts anders als was meine Tochter weis. Hätte ich ein solches Mißverständniß muthmaßen können, o, so brauchte ich nicht hier vor ihnen zu stehen, und mich in Thränen zu baden, brauchte nicht bitter und hart mir es vorzuwerfen, daß ich durch eine gute Absicht einen schlimmen Zweck erreicht habe.

Beyde wähnten nichts anders, konnten auch nichts anders wähnen, als daß der Unglückliche zum zweitenmal den Versuch gemacht, und er ihm besser gelungen sey, als der erste.

Sein Freund, der sich nicht so schuldig ansahe, als Karolinens Mutter, hätte gern auf diese die Last von Vorwürfen gelegt, die ihn auf der Seele drückten. Allein, sie war so schon unterdrückt genug, und er begnügte sich damit, sie ihrem eignen blutenden Herzen zu überlassen, und entfernte sich. Er kehrte in Webers Wohnung zurück, fand ihn nicht und war untröstlich.

Indessen hatte Weber im Augenblicke, da ihn sein Freund unbesonnener Weise um die Abschrift seines Briefes frug, geglaubt, auch in ihm den Heuchler gewahr zu werden, der nur darauf ausgienge, ihm Fallen zu legen, und ihm zu beweisen, daß er nicht mit Recht so gehandelt hätte, und nunmehro nicht aus Gründen so handeln wollte.

Seiner selbst sich kaum bewußt, lief er in den zunächst gelegenen Wald, mit dem festen Vorsatz, nicht wieder zu Haus zu gehen. Durch diesen letzten Grund vollends zu seinem Entschluß gestimmt, wollte er einen Fluß aufsuchen, um sein Leben dort zu enden. Der Himmel hat es anders über den Verirrten beschlossen. Er verirrte sich in den Wald, aus dem er sich nicht herausfinden konnte,

und da kein Weg für ihn der rechte oder der unrechte war, so gieng er auf jeden fort, und lief so, ohne einem Flusse zu begegnen, bis in die Dämmerung. Der Mond gieng eben auf, als er das Ende des Waldes sah; seine Erholung zeigte ihm den Ausgang. Wie er heraustrat, wurde er ein Schlos gewahr, zu dem eine lange Allee führte, die er quer durchgehen mußte, um zu dem Teiche zu kommen, der auf der andern Seite Himmel und Mond ihm spiegelte.

Unempfindlich gegen die herrlichste Aussicht, gegen den schönsten Abend, gegen Reize, die er sonst zu schätzen gewußt, gieng er mit ein wenig gemäßigtern Schritt durch. Kaum war er über die Allee weg, so stand ein Frauenzimmer mit einem Buche vor ihm, und da sein Blick sie nicht verfehlen konnte, so erkannte er gleich Karolinen.

Stummes, wildes Erstaunen blieb in seinen Mienen, aber der Anblick hielt ihn auf. Sie erschrack nicht weniger, allein, sie kam eher wieder zu sich.

Warum so, lieber Weber? Versprachen Sie nicht ruhiger wiederzukommen? So verließen wir uns, und das Wiedersehen sollte schöner seyn. So sagte mir wenigstens meine Mutter — So versicherte sie mirs, und so hofte ich alle Tage darauf.

Ihre Mutter? erwiederte Weber, halb spöttisch, und halb noch verzweifelnd. Und was, Grausame, was sagte mein Brief? Was that die

Nachricht für eine Wirkung auf sie, daß ich sterben würde, und warum versagten sie mir die Bitte, ein Jahr nach meinem Tode um mich zu trauern, und mich dann ganz zu vergessen. Kein Vierteljahr, und sie gaben dem Manne ihre Hand. Soll ich ihn glücklich oder unglücklich nennen, daß eine so Leichtsinnige sein Weib ist? Oder glaubten sie, weil man mich vom Selbstmorde wieder errettet, daß ich nun von allen Menschen so verachtet seyn würde, daß auch sie meinem Andenken nicht eine Thräne zu weinen brauchten. Ich wollte, sie sollten mich vergessen, vielleicht verachten. Aber, so bald! Heuchlerin!

Gott! was höre ich, antwortete Karoline, ist das Wahrheit, was sie da sagen?

Wahrheit, gewiß Wahrheit, so wie das, daß sie itzt mit eigenen Augen sehen sollen, wie ich mit einem Leben umgehe, das mir zur Last geworden ist, weil ich mich in ihnen irrte. Ja, vor ihren Augen, Karoline, will ich sterben, und noch will ich so mitleidig seyn, ihnen zu wünschen, daß sie bey meinem wirklichen Tode nicht mehr fühlen, als sie bey dem fühlten, der mir mislang.

Weber, sagte das unschuldige Weib, und faßte ihn bey der Hand, hier ist ein unseliges, schreckliches Misverständniß. Ich weis nichts von einem Briefe von ihnen, nichts von einem Versuche, sich zu morden. Ich und mein Mann, wir sind hintergangen. Man hat uns ihre Einwilligung ge-

bracht, und wer, wer sollte den Worten einer Mutter nicht trauen? Die Gütige hat uns, hat sie aus Mitleiden hintergangen.

Weber stand stumm da. Seine Mienen zogen sich sanfter, und sein Auge ward naß.

So, lieber Weber, rief Karoline, so, lieber Freund, so werden sie bald besser seyn. — O, lassen sie noch das sanfte Lächeln jener Zeiten in ihr Gesicht kommen, und sie sind wieder der unschätzbare Theure, der sie mir waren, immer gewesen sind, und mir und meinem Manne noch sind. Gehen sie mit mir zu Hause. Lassen sie alle die Grillen fahren, die ihre Seele drücken. War ich ihnen nicht zur Gattin bestimmt, so war ichs ihnen zur Freundinn, und mein Mann wird ihr Vater seyn, so wie er der meinige ist. Sie brauchen noch immer einen Vater, so gut wie ich.

Sie zog Webern hierauf mit sich fort, und er folgte in seiner Betäubung, wohin sie ihn führte. Der General erschrack für seinen Anblick, Kummer und Verzweiflung hatten ihn ganz entstellt. Er war zu sehr Mensch, als daß er nicht gleich mit einer Umarmung ihn hätte sicher machen sollen, daß er hier ganz ohne Sorgen seyn könnte. Weber glaubte in ein Paradies entzückt zu seyn. Die Ueberraschung, so gute Menschen zu finden, unterdrückte das Andenken an eine so kostbare Geliebte, die er verloren. Er hatte viel Ueberwindung nö-

thig, sich selbst nicht zu verachten, daß er so unbesonnen handeln können. Er erzählte hernach selbst seine ganze Geschichte, und des Generals Wangen rollten Thränen herab.

Weber mußte ihm versprechen, bey ihm zu bleiben, und thats auch. Vorher aber wollte er seinen Freund beruhigen. Er eilte zu ihm. Wie froh kam dieser, der ihn schon von weitem sah, ihm entgegen. Zum Ueberfluß erhielt er seinen noch unerbrochenen Brief zurück. Er konnte selbst Karolinens Mutter nicht hassen. Sie hatte gut gehandelt, und er war ja für seine Leiden und seine Verzweiflung belohnt.

Gott! rief er aus, deine Wege sind unerforschlich, aber jeder Schritt auf denselben ist schön. Gieb, daß ich nie richte, nicht über mich, und nicht über meinen Nächsten, denn du allein kannst richten.

—

Antonette,

arm und edel, aber unglückliche Selbstmörderinn aus Liebe.

In der Zeit, als ich mich in Thüringen aufhielt, spazierte ich einst auf einem sehr angenehmen Gange an der sogenannten wilden Gehre hin. Dieser Fluß, der oft reißend ist, war diesmal sehr seicht. An einer seiner Krümmungen stand eine Weide, die hohl war, und unter deren Höhlung der Fluß ein ziemlich starkes Loch aufgerissen. Ich fand eine Dame aus der Stadt, die ich schon einigemal gesehen, schwermüthig da sitzen. Sie hatte eine Handvoll Blumen unter die Weide geworfen, die in dem kleinen Teiche umherschwammen.

Ich redete sie an, und nach einem kleinen Schrecken, von dem sie sich bald erholte, ließ sie sich mit mir in ein Gespräch ein. Ich frug sie, warum sie so schwermüthig da gesessen, und ob die Blumen von ohngefähr, oder mit einer Bedeutung von ihr ins Wasser geworfen sind?

Nicht von ohngefähr, sagte sie: Ich feyere hier oft auf diese Art das Andenken einer Unglücklichen. Man findet bey dem Menschengeschlechte so wenig Mitleiden für Unglückliche, daß die, welche noch dies Gefühl in sich haben, es erhalten,

und fortpflanzen müssen. Wenn sie Gefallen finden, mir zuzuhören, so will ich ihnen erzählen, was mir diese Weide merkwürdig macht.

Mir konnte nichts angenehmer seyn, wir setzten uns auf den Rasen, und die Dame fieng ihre Erzählung an:

Dort auf dem Gute, dessen Wohnhaus uns so schön in die Augen fällt, wohnte vor Jahren eine Kommerzienräthin, und neben der Kirche, deren Thurm sie dort sehen, der Pfarrer des Dorfes, dessen Kirchenpatron der Besitzer jenes Gutes ist. Der Mann war jung und blühend, und dies fand die Kommerzienräthin, noch in vollkommnerem Maaße, als die übrige Welt. Sie nöthigte ihn daher oft zu sich, und der Pfarrer gieng auch oft dahin, nicht der Kommerzienräthin zu Gefallen, sondern, weil ein anderer Gegenstand ihm den Aufenthalt angenehm machte. Antonette, halb Kammer- halb Stubenmädchen der Räthin, hatte ihn gefesselt. Antonette war ein schönes, blondes Mädchen, ihr goldenes Haar rollte den weißen Nacken herab. Ihren schönen Busen bemerkte man durch alle Verschanzungen, die ihn verhüllten. Ihr Wuchs war blendend, ihr Auge sanft, ihr Lächeln bezaubernd. Mehr aber, als alles das, mußte der edle, gefühlvolle Pfarrer ihre schöne Seele bewundern. Menschenfreundlich, liebreich, wohlthärig schien sie nur gebohren zu seyn, Unglückliche glücklich zu machen, und wenn ihre Sphäre nicht so

eingeschränkt gewesen wäre, sie hätte jede Thräne getrocknet, die im Kreise ihrer Bekannten geweint wurde.

Die Mutter der Kommerzienräthin hatte das Mädchen, als eine arme Waise zu sich genommen, die keinen Zufluchtsort hatte. Das edle Weib hatte ihr mehr die Erziehung einer Tochter als eines Dienstmädchens gegeben, und hatte auf ihrem Todbette sie der Tochter, als ein vom Himmel vertrautes Pfand, anbefohlen.

Die Tochter hatte der Mutter nicht nachgeahmt. Anstatt Antonettens Freundin zu seyn, war sie nichts weiter, als ihre Herrschaft. Das arme Mädchen war aber doch zufrieden, kannte ihren Stand, liebte die Kommerzienräthin, und erfüllte jeden ihrer Wünsche.

Lange konnte es dieser Frau nicht verborgen bleiben, daß der junge Pfarrer Antonette mehr zu Gefallen käme als ihr. Sie ließ es dem Pfarrer anfangs nicht entgelten, aber Antonette empfand ihre Launen. Sie weinte oft darüber, und als es ihr endlich unerträglich wurde, sie immer böse auf sich zu sehen, warf sie sich ihr einmal zu Füssen, und bat sie um ihrer verstorbenen Mutter willen, ihr die Ursache ihres Zorns zu entdecken.

„Glaubst du, daß ich den Handel zwischen dir und dem Pfarrer nicht merke. Hochmüthiges Mädchen! du denkst wohl bald Frau Pfarrerin zu heißen. Trau ihm nur, er wird dich schon hinterge-

ben. Er könnte dich von mir fodern, und ich würde dich ihm nicht geben, denn du wärest bey ihm unglücklich.“ Antonette weinte die bittersten Thränen, betheuerte mit den heftigsten Schwüren, daß sie nie mit dem Pfarrer ein anderes als gleichgültiges Wort gesprochen, daß er ihr nie etwas von Liebe gesagt, daß sie nie ihre Gedanken so hoch erhoben, und daß sie ihr verspräche, sie wollte nie daran denken.

Dies beruhigte die Kommerzienräthin, und auf einige Zeit war der Friede hergestellt.

Hatte Antonette vorher nie auf den Pfarrer Acht gehabt, so bemerkte sie ihn jetzt genau und immer. Nun, wenn ihre Blicke den seinigen begegneten, sah sie verschämt vor sich nieder, und wurde roth. Jetzt bemerkte sie, daß er ein schöner Mann war, und alle Tage fand sie ihn schöner. Sie weinte einigemal darüber. Bin ich nicht unglücklich, sagte sie, daß ich nicht fühlen kann, wie ich will, daß sich Gedanken mit Gewalt in mir aufdrängen, die ich versprochen habe, nicht zu haben. Gott sey bey uns, ich glaube, er hat mirs angethan. Ich kann ihn nicht sehen, ohne roth zu werden, ohne daß ein Feuer durch meine Adern fährt. Aber ich wills ihm sagen. Ich will ihn bitten, er soll mich nicht mehr ansehen.

Wirklich rief sie ihn den andern Tag in den Garten. Lieber Herr Pfarrer, sagte sie, ich habe

eine recht große Bitte an sie, aber sie müssen mich nicht auslachen.

Der Pfarrer hatte in der Welt noch nichts sehnlicher gewünscht, als Antonetten einen Dienst erweisen zu können, er versprach also aufs heiligste, ihre Bitte zu erfüllen.

Antonette. Meine Herrschaft zürnt ihrentwegen mit mir. Sie glaubt, wir haben ein Verständniß mit einander. Darum bitte ich sie, sehen sie mich nicht so oft an.

Sie wurde auch jetzt feuerroth.

Pfarrer. (betäubt und theilnehmend) Gerade das, liebe Antonette, ist das einzige, was ich von allem in der Welt ihnen nicht versprechen kann. Ich würde versprechen, was ich nicht halten könnte. Wenn ich sie sehe, muß ich sie ansehen, und da wir einmal jetzt so weit gekommen sind, so muß ichs ihnen nur gestehen: Ich liebe sie, ich wünsche sie zu meiner Frau, ich mag keine andere als sie.

Antonette. So machen sie mich unglücklich.

Pfarrer. Wer sagt das, Kind, wer kann das behaupten? der muß eine schlechte Meinung von meiner Liebe zu ihnen, und von meiner Achtung für Sie haben.

Antonette. Die Kommerzienräthin hat es gesagt, und zugleich, daß sie nie ihre Einwilligung dazu geben würde, wenn sie auch um mich anhielten.

Pfarrer. Das wird sich finden, liebes Mäd-

chen. Die Kommerzienräthin kann als ihre Herrschaft ihnen befehlen, was sie in ihrem Dienste thun und lassen sollen, aber über ihr Schicksal kann sie nichts bestimmen Darüber sind sie ihr eigener Herr. Indessen will ich sie nicht übereilen. Lernen sie mich erst recht kennen, damit sie überzeugt werden, daß ich es gut mit ihnen meine.

Die Worte des Pfarrers waren Antonetten süß und angenehm, aber ihre Seele war betrübt, denn sie hieng zu sehr an ihrer Herrschaft. Sie kehrte sehr traurig aus dem Garten zurück. Sie wußte, sie hatte das Uebel ärger gemacht. Nicht allein lag ihr die Person des Pfarrers im Sinn, sondern der Gedanke, zu welcher Ehre er sie erheben wolle, war ihr schmeichelhaft. Sie konnte kein höheres Glück sich sich denken, als Pfarrerin des Dorfs zu seyn, und an diesem Glücke wollte die Kommerzienräthin sie hindern.

Der Pfarrer wußte wohl, was die Kommerzienräthin wollte, aber das wollte er nicht. Er paßte jetzt jede Gelegenheit ab, wo er mit Antonetten allein seyn konnte, zeigte sich ihr von so viel vortheilhaften Seiten, daß sie ihm täglich gewogener wurde, ihn so liebte, daß sie selbst fühlte, sie würde mit ihm die glücklichste Person seyn, und endlich zugab, daß er bey der Kommerzienräthin um sie anhielte.

Der Pfarrer hatte nicht versäumt, dieser öfters seine Aufwartung zu machen, hatte ihrer Freund-

lichkeit, Höflichkeit, ihren verliebten Blicken, kalten Scherz entgegengesetzt. Antonettens Versprechen, in welches sie kein Mistrauen setzte, hatte sie von der Seite beruhigt, und sie hofte immer noch zu ihrem Zweck zu kommen.

Heute gerade war sie in der lüsternsten Laune, als er erschien, und freute sich, da sie ihn sah, nahm sich vor, jeden ihrer Reize aufzubieten, und schmeichelte sich der Gewißheit ihrer Eroberung, als der Pfarrer sie so anredete.

Frau Kommerzienräthin, ich komme heute in der Absicht zu ihnen, sie um eine große Gefälligkeit zu bitten — deren Erfüllung mein ganzes Glück bestimmt.

Kommerzienräthin. Und was könnte ich ihnen abschlagen, wenns ihr Glück beträfe. Sie verkennen eine Freundin, die mehr als Achtung für sie fühlt, und niemand lieber als ihnen etwas aufopfert.

Pfarrer. Sie haben ein Kleinod in ihrem Hause, auf dessen Besitz ich stolz seyn würde. Ein liebes Mädchen, deren Seele mit der meinigen so ganz sympathisirt — (die Kommerzienräthin wurde feuerroth.) Geben sie mir ihre Antonette zur Frau, und sie machen mich zum seligsten aller Männer.

Kommerzienräthin. Sie scherzen, Herr Pastor. Ein Dienstmädchen zu ihrer Frau. Was würde die ganze Gemeinde dazu sagen, am Ende

könnte man gar glauben, sie heiratheten das Mädchen dem Kirchenpatron zu gefallen.

Pfarrer. Madame! doch, ich glaube vielmehr, sie scherzen. Es ist keine Seele in meiner Gemeinde, die nicht für Antonetten die größte Hochachtung hätte. Jedermann liebt sie sogar, und ich glaube, ich könnte allen kein besseres, angenehmeres Geschenk, als mit einer solchen Pfarrerin machen.

Kommerzienräthin. Das hat ihnen das närrsche Mädchen so eingeschwätzt. Haben sie denn mit ihr schon alles richtig gemacht, und hat sie eingewilliget, daß sie mit mir davon reden sollen? Das glaub ich kaum.

Pfarrer. Wie können sie das nicht glauben. Ich sollte mich ihnen in der Absicht zeigen, in der ich hier bin, ohne die Hauptperson darüber zu befragen. Nein, sie ist alles zufrieden. Sie liebt mich, und unsrer Herzensverbindung steht nichts als ihre Einwilligung im Wege.

Kommerzienräthin. Die ihnen auch wohl ewig im Wege stehen wird. Ich kann nicht zugeben, daß sie, Herr Pastor, ihrem Stande etwas vergeben — ich kann nicht zugeben, daß mein Dienstmädchen sich über die Gränzen erhebt, die ihr Stand ihr vorschreibt. Ich kann nicht zugeben, daß eine ärgerliche Geschichte in Ansehung meines Mannes zu Markte gebracht wird, und endlich, lieber Herr Pastor, warum wollen sie heirathen?

Pfarrer. Welche Frage, Frau Kommerzienräthin? Wenn ich sie ihnen in Ansehung der Vorzeit zurückgäbe?

Kommerzienräthin. Sonderbarer Mann! Das ist ein großer Unterschied. Ein Mädchen muß unter die Haube zu kommen suchen. Was fehlt aber ihnen? Sie können die beste Parthie abwarten — und indessen, lieber Herr Pastor, gewisse Leute sind bey sehenden Augen blind.

Pfarrer. Wollen es seyn, Frau Kommerzienräthin. Ich wüßte in der That nicht, wie ich bey meinem Amte und Stande dazu käme, da zu sehen, wo mich die Pflicht bindet, blind zu seyn. Ich dächte, sie von ihrer Seite bedächten, wie leicht sie ihren Gemahl ins Gerede bringen könnten. Uebrigens sehe ich, daß ich bey ihnen nichts erlangen werde, und werde mich an ihren Herrn Gemahl wenden.

Er verließ bey diesen Worten die vor Wuth schäumende Kommerzienräthin.

Seine Sache aber hatte er nicht gut gemacht. Er wußte nicht, daß sie über ihren Mann uneingeschränkte Gewalt hatte. Ein Briefchen von ihr verrückte des Pfarrers ganzes Konzept, und Antonette mußte nun das Opfer davon werden

Diese kam wenig Augenblicke, nachdem er die Räthin verlassen, zu ihr. Du hast schön Wort gehalten, sagte sie wild. Der Pfarrer hat mit deiner Bewilligung bey mir um dich angehalten.

Antonette. Ach! Madam, er ist ein so guter, so lieber Mann, ich kanns ihm nicht abschlagen. Geben sie mich ihm doch. Sie machen mein Glück auf immer. Ich kann nie einen besseren Mann bekommen.

Kommerzienräthin. Geh fort in deine Kammer. Ich hätte dir damals nicht gesagt, du würdest mit ihm unglücklich seyn, wenn ichs nicht gewußt hätte. Ich werde dich rufen lassen.

Antonette gieng weinend, und jetzt ließ die Räthin ein Mädchen in ihrem Hause zu sich kommen, die sich mit einem ihrer Domestiken vergessen, und als schwanger angegeben war.

Hier, Friederike, sagte sie, sind zwanzig Thaler. Die gebe ich dir, wenn du Antonetten sagst, daß du schwanger vom Pfarrer wärest. Du mußt es aber im Nothfall dem Pfarrer auch ins Gesicht sagen. Zur Untersuchung kömmt es nicht, und die Sache wird in der Stille abgethan. Antonette will den Pfarrer heirathen, und ich gebe nicht zu, daß ein Dienstmädchen meines Hauses inskünftige an meiner Tafel ißt.

Außer den zwanzig Thalern, die Friederiken blendeten, wirkte auch der Neid auf Antonettens Glück. Sobald sie ja gesagt, wurde das arme Mädchen gerufen.

Nein, rief Antonette, wie sie es hörte, das ist nicht wahr, das ist Verläumdung, der Pfarrer ist unschuldig!

Ha, sagte die Kommerzienräthin, du willst mich lügen strafen — Nun sehe ich, daß du eine abgefeimte Heuchlerin bist — Und nun merke ich alles. Der Pfarrer hat dich eben auch verführt, und darum treibst du so auf die Heirath mit ihm.

Pfui, sagte Antonette erröthend, und fest. Wenn hätte ich ihnen Gelegenheit gegeben, das von mir zu glauben. Meinen ehrlichen Namen lassen sie ja — das habe ich nicht um sie verdient.

Das ist die freche Sprache aller solcher Dirnen. Aber wir wollen dich schon kriegen. Morgen ins Arbeitshaus auf so lange, bis wir wissen, woran wir sind.

Großer Gott! rief Antonette, wie schrecklich strafst du mich! Sie lief fort, und weinte in ihrer Kammer.

Gegen Abend kam ein Bedienter, und kündigte ihr an, sie sollte morgen zum Kommerzienrath in die Stadt kommen. Wir bedauern sie alle, gute Antonette, setzte er hinzu, und unsern guten Pfarrer auch.

Nun sah sich das arme Mädchen von allen beschimpft. Verzweiflung ergriff sie. Sie sah kein Mittel sich zu retten. Ich will zu meinem Gott gehen, sagte sie zu sich. Sie betete die ganze Nacht. An den Pfarrer schrieb sie folgendes Zettelchen:

„Wir sind beyde unschuldig, das weis Gott,

zu dem ich gehe. In der Gehre werden sie mich finden."

Der Tag grauete kaum, so gieng Antonette fort. Eine alte Bekannte begegnete ihr.

Alte. Sie ist so unordentlich gekleidet, Antonette, wie kömmt das?

Antonette. Wohin ich gehe, brauche ich keinen Putz. Geht sie ins Dorf, gute Alte —

Alte. Geradezu. Hat sie was dort zu bestellen, so geb sie mirs her —

Antonette. Das Zettelchen an Pastor. Grüsse sie ihn recht schön von mir.

Alte. Der Gruß wird ihm lieb seyn. Nun, Adieu. Verkälte sie sich nicht, Antonette, geh sie bald nach Hause.

Antonette kam an diese Weide. Das Wasser war ihr zu seicht. Sie steckte den Kopf in diese Höhlung, und war bald von ihrer Marter befreyt.

Nach einer halben Stunde kam der Pfarer, zog sie selbst hervor, und trug sie in sein Haus, denn hier werden Selbstmörder noch vom Schinder aufgenommen. Friederike gestand alles, und der Pfarrer brachte es dahin, daß Antonette ehrlich begraben wurde. Die Kommerzienräthin mußte viel Strafe geben. Der Pfarrer legte seine Stelle nieder, und man weis nicht, wohin er gekommen.

Die Dame endigte ihre Erzählung. Wir standen

den auf, und mit Thränen in den Augen giengen wir beyde in die Stadt zurück.

Friedrich,

Mörder und Selbstmörder aus Liebe.

Liebe ist an und vor sich genommen, eine Leidenschaft, die in die heftigsten Ausbrüche von Wuth, und in Handlungen übergehen kann, die dem menschlichen Geschlechte zur Schande gereichen.

Wenn sie aber noch nebenbey durch andere Umstände gekränkt wird, wenn Folgen daraus entspringen, die auf das ganze übrige Leben des Menschen im Inneren und Aeußeren Bezug haben, so wirkt ihr Feuer um desto schneller, und bricht in Flammen aus, die so leicht nicht zu löschen sind. Das nachfolgende Beyspiel mag hievon den Beweis geben.

Wir wollen den Gegenstand, den wir hier aufführen, Friedrich nennen. Er war eines Profeßionisten Sohn, der ihm seine Profeßion hatte lernen lassen, nicht reich aber wohlhabend. Bruder und Schwestern von ihm waren in Ansehen, und er selbst konnte durch sein bischen Geld, sein gutes Gemüth, durch seinen Fleiß und seine Geschick-

lichkeit, auf ein vergnügtes, ruhiges und mehr als nothdürftiges Leben rechnen.

Er gieng zu einer Wittwe in Kondition, die eine einzige Tochter hatte. Die Wittwe vertraute ihm ihr ganzes Werk, welches ihr eigen war, und einen ansehnlichen Werth hatte, an. Sie konnte ihn leiden, und sein Fleiß und Geschicklichkeit machte ihn ihr noch angenehmer. Sie hegte die Absicht, ihn wo möglich so in ihr Netz zu ziehen, daß er sie heirathete. Diese Absicht behielt sie nicht für sich, sie ließ sie ziemlich laut werden, und der junge Mann hörte das von andern, worauf er selbst nicht im geringsten verfallen war. Er verwarf es aber, sobald man es ihm sagte, und betrug sich gegen die Wittwe so, daß sie wohl merkte, daß ihr Zweck ihr schwerlich gelingen würde. Desto freundlicher war er gegen die Tochter, die seinen Wünschen auch nicht zuwider schien. Das dauerte einige Jahre fort, und er fieng endlich an, ernstlich auf die Erfüllung seines Verlangens bedacht zu seyn. Er glaubte sich von des Mädchens Seite, die ihm Gegenliebe versprochen, vielleicht thätlich bewilliget, ganz sicher, und suchte also nur auf eine oder die andere Art die Mutter für sich zu stimmen. Um ihr näher zu kommen, erbot er sich, gewisse nothwendige und kostbare Reparaturen an ihrem Werke auf seine Kosten machen zu lassen, ließ sich von Haus das Geld dazu schicken, und vergaß aus der gewissen Ueberzeugung, es

könne hier nicht fehlen, sich seine Auslagen documentiren zu lassen.

Der Wittwe war dieser Schritt nicht minder angenehm. Sie wußte, er könnte dann nicht loskommen, und kannte noch sein Verständniß mit der Tochter nicht so genau. Er eröffnete es ihr aber einmal selbst, und sagte ihr geradezu, er wünschte diese zur Frau.

Die Wittwe machte ihm so viel Gegenvorstellungen, als sie nur zuwege bringen konnte, machte ihm die Heirath mit einem so jungen unerfahrnen Mädchen zuwider, und pries ihm die mit einem gesetzten Frauenzimmer an. Friedrich wußte wohl, wohin das gieng, hatte aber keine Ohren dazu, und begnügte sich, ihr zu sagen, sie möchte das Ding überlegen.

Das that sie, denn sie überlegte reiflich, wie sie ihm das Hinderniß, ihre eigene Leidenschaft zu befriedigen, aus den Gedanken, und aus der Möglichkeit des Besitzes bringen wollte.

Es gieng in ihrem Hause ein junger Gelehrter aus und ein, dessen Familie eben nicht in den besten Umständen war. Er wußte, daß das Mädchen reich war, und man hat nie erfahren können, ob er nicht wirklich bey der Bekanntschaft, die anfangs nicht so ganz genau war, Absichten hatte. So viel ist gewiß, daß die Mutter des Mädchens auf ihn verfiel, daß sie der Tochter gleich vom Glücke vor-

redete, was sie machen könnte, wenn sie die Frau eines Gelehrten würde. Anfangs weigerte sich das Mädchen, daran zu denken, und wandte gleich Friedrichen vor. Allein wiederholte Vorstellungen — die Erklärung, daß man selbst Friedrichen zu heirathen dächte, und die Aussicht, daß ohne der Mutter Einwilligung an diese Verbindung nicht zu denken sey, wirkten endlich auf das Mädchen. Sie fieng an zu glauben, sie schicke sich besser zur vornehmen Frau, als zur Handwerkerinn, und die Regungen, die ja gegen Friedrichen noch in ihr aufstiegen, wurden mit Gewalt von ihr niedergedrückt.

Um den jungen Mann selbst zu einem Schritte zu verleiten, den er ohne diese gebrauchte List gewiß nicht gethan haben würde, fieng sie damit an, daß sie nicht allein seine Familie unterstützte, sondern auch ihm selbst zur Fortsetzung des Studierens Geld vorschoß.

Friedrich sah wohl, daß der junge Gelehrte im Hause viel galt, daß er bey allen Gelegenheiten vorgezogen wurde, daß die Mutter ihn liebkosete, und die Tochter auch freundlich gegen ihn war, allein, da ihm dies alles nicht so herzlich anzugehen schien, da er weder die Liebkosungen der Mutter erwiederte, noch sich viel aus der Tochter machte, so schloß er bey sich, daß dies eine der so gewöhnlichen Liebschaften bey einer alten Frau sey, wofür

man sich bezahlen läßt, lachte die Mutter aus, und bedauerte den jungen Mann.

Man ist indessen nicht immer gleich bey Laune, und wenn nun diese ein wenig übel war, so pflegte Friedrich wohl seine Schöne deswegen anzugehen, und sich bey ihr zu erkundigen, was denn eigentlich die häufigen Besuche, und das Hätscheln des jungen Mannes bedeuten sollten?

Hier fehlte sie gewiß sehr, daß sie ihm nicht die reine Wahrheit sagte. Sie dachte freylich, wenn es zum Treffen käme, müßte er sich wohl alles gefallen lassen, aber sie bedachte nicht, daß er Mensch wie andere wäre, und Rache und Wuth ihn überwältigen könnten. Sie schalt ihn einen mondsüchtigen Menschen, der sich Grillen mache, wo an gar keine zu denken sey, und verwies ihn auf des jungen Gelehrten Betragen gegen sich, gegen welchen Beweis er denn auch nichts einwenden konnte.

Selbst dachte sie auch von des jungen Mannes Aufführung gegen sich, daß sie höchst unschicklich wäre, denn sie konnte nicht vermuthen, daß er gar nichts davon wisse, daß er sie heirathen sollte, und daß dies blos eine von der Mutter eingefädelte Sache wäre.

Dieser schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, daß sie losbrechen müßte. Sechshundert Thaler war der junge Gelehrte und seine Familie ihr schuldig, worüber sie sich jederzeit richtige Dokumente geben lassen. Als sie eines Abends mit ihm allein

saß, frug sie ihn ganz trocken, wenn er denn Anstalt zu machen dächte, einen Gradum anzunehmen, und ihre Tochter zu heirathen. Der junge Mann wurde blaß bey dieser Erklärung. Er konnte nicht unterlassen, sehr freymüthig zu sagen, daß dies nie seine Absicht gewesen, und nie sie sein würde. Er wäre als Freund im Hause aus und eingegangen, und habe alle erwiesene Gefälligkeiten als Freundschaft aufgenommen.

Mit nichten, erwiederte die Megäre, so kommen sie nicht davon. Sie müssen meine Tochter heirathen, oder alles mir, was ich ihnen vorgeschossen, wieder bezahlen —

Das soll ihnen auch wieder bezahlt werden. Ich habe nahe Aussichten zu einem Dienste, und dann werde ich ihnen Kapital und Interessen so schnell es mir nur möglich ist, bezahlen, und sollte ich mir selbst etwas Nothdürftiges darüber entziehen.

So — das meinen sie wäre alles. Nein, mein Herr, ich habe geglaubt, sie kommen nur meiner Tochter willen zu mir. Morgen bezahlt oder geheirathet.

Mit diesen Worten ließ sie den bestürzten jungen Mann stehen, und er schlich trübe, und mit dem festen Vorsatz zu Haus, das Mädchen nicht zu heirathen.

Kurz nach Tages Anbruch war die saubre Schwiegermama schon bei der Mutter des jungen Gelehrten, und kündigte ihr ihr Endurtheil an.

Das arme Weib erstarrte fast. Sie war nicht allein ganz ruinirt, sondern sah sich auch der Möglichkeit beraubt, ihre übrigen Kinder etwas lernen zu lassen. Von allem dem nahm der alte Drache keine Notiz, sondern gieng so gleichgültig von der weinenden Familie weg, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Sohn kam, und fand alles in Thränen. Die Mutter vermochte ihm nicht zuzureden, denn sie wußte, was eine gezwungene Ehe für Folgen habe. Aber Schwestern und Brüder baten ihn wimmernd, sie nicht zu verlassen. Söfgen ist doch ein artig Mädchen, sprach die eine, — sie hat dich lieb, sagte die andere — ein Bruder trug weinend seine Bücher ihm vor, und sagte, er müsse sie ins Feuer werfen, wenn ihn die Mutter nicht fortstudiren lassen könnte —

Der junge Mann müßte ein Felsenherz gehabt haben, wenn er hätte wollen gleichgültig bleiben. Er überlegte sichs, daß so viele ein Opfer für ihre Familien geworden, hielt sich auch dazu bestimmt, faßte nicht allein den heldenmüthigen Entschluß, sich hinzugeben, sondern führte ihn auch sogleich aus, indem er zur Mutter des Mädchens gieng, und sein Jawort gab.

Das geschah an einem Freytage, und Sonntags veranstaltete man schon in der größten Stille die Kopulazion, in einer der abgelegensten Kirchen.

Von allem dem wußte Friedrich nichts. Er

gieng ruhig seiner Arbeit nach, die ihm wenig Zeit übrig ließ. Am Sonntage Abends aber, da er in einem Weinhause noch ziemlich spät war, kam einer seiner Kameraden, der in einem andern gewesen, hinein, und freute sich, da er ihn sah, daß er ihn so heiter fände.

Und warum sollte ichs nicht seyn? frug Friedrich —

Dein Mädchen, sagte jener, muß dir ziemlich gleichgültig geworden seyn, da du sie so ruhig einem andern überlassen kannst —

Wie so? — ich verstehe davon nicht ein Wort — erkläre dich —

Du mußt es doch am besten wissen, daß sie heute früh 6 Uhr in der * * Kirche mit dem jungen Gelehrten getrauet worden. Jedermann weis das ja —

Tod und Hölle! Nein, davon weis ich gerade nichts — Ich allein nichts? Mir allein hat man es verhehlt? — Aber wart, die Brut will ich bezahlen —

Sein Kamerad merkte, daß er mehr gesagt hatte, als Friedrich wissen sollte. Er wollte es wo möglich wieder gut machen, weil er des Burschen heftigen Karakter kannte, und alles Unglück fürchtete. Er lenkte also ein, und sagte: da du aber nichts davon weist, so ists auch möglich, daß es nur ein ausgesprengtes Mährchen ist. Du weist ja wohl, wie die Menschen sind. Man darf nur von

etwas mucken, so wirds gleich zur Wahrheit gemacht und mit tausend Verschönerungen und Zusäzen vermehrt.

Nein, donnerte Friedrich heraus, es ist wahr. Es ist heraus. Ich hätt es in ihren sakramentalischen Gesichtern lesen sollen. Das alte Fell denkt, ich soll sie nehmen, und der junge Affe hat den Narren an der vornehmen Frau gefressen. Aber, ich will dir die vornehme Frau eintränken. Der Schleicher von einem Gelehrten. That, als ob er kein Wasser betrübte, als ob er das Mädchen gar nicht leiden könnte, sieht sie kaum an — und nimmt sie mir weg. Du hast mir dem Mädchen den Kopf verrückt. Du und die Mutter — aber beym Teufel, ihr habts nicht umsonst gethan.

Er wollte wüthend fortlaufen, aber sein Kamerad hielt ihn noch auf. Erst, sagte er, mußt du mir versprechen, dich näher nach der Sache zu erkundigen, ehe du das geringste vornimmst — Endlich versprach ers, und beruhigte sich doch in etwas.

Wie er zu Hause ankam, war alles schon zu Bette. Er konnte also nichts machen, aber doch untersuchte er noch, wo den Zimmern beyzukommen wäre, in welchen die neuen Eheleute schliefen.

Den andern Morgen kam er früh wider seine Gewohnheit ins Zimmer der Alten, und erschrack freylich nicht wenig, als er den jungen Gelehrten im Schlafrock Kaffe trinken sah. Er verließ das

Uebermaaß seiner Wuth und machte, daß er for kam.

In diesem Augenblick muß seine ganze That in seiner Seele schon bestimmt gewesen seyn, denn das war der Zeitpunkt, wo er auf den Markt eilte, und sich ein recht großes Messer einkaufte. Die Verkäuferinn sah ihn schon ziemlich verstört, und frug, was er mit dem Messer machen wollte? Ich will reisen, und da nehm ichs auf Spekulazion zur Vertheidigung und zum Gebrauch.

Was er weiter inzwischen gedacht, und gethan, davon läßt sich nichts bestimmen, schließen aber, daß ihm

1) Der Verlust des Mädchens außerordentlich zu Herzen gegangen, die er nach der Aussage aller derer, die mit seinen Verhältnissen genau bekannt waren, recht innig geliebt. Das Gefühl, von ihr, für die er alles gethan, alles aufgeopfert, die allein seine Glückseligkeit ausmachte, so verworfen verschmäht zu werden, und überschwengliche Liebe so verachtet zu sehen, mußte allerdings seiner Leidenschaft ein so nagender Wurm werden, daß sie bis zur Uebertreibung wüthete.

2) Sahe er sich von der Welt, die ihn kannte, verspottet, oder glaubte wenigstens, sich verspottet zu sehen. Seinen Bekannten konnte er, ohne roth zu werden, gar nicht unter die Augen kommen, und hatte schon in vorigen Zeiten sich gegen sie merken

lassen, daß, ehe er Beschimpfung ertrüge, er lieber sich selbst von der Welt schafte.

3) Hatte er keine andere Aussicht, als den alten Drachen, den er nun schon wie seine Sünde seit der Zeit ihres Antrags haßte, zu heirathen, oder des in ihr Eigenthum versteckten Geldes quitt zu gehen, weil er sich keine Dokumente darüber geben lassen. Hierinn aber bestand ein großer Theil seines Vermögens.

Wenn diese Ueberlegungen bei ihm alle zusammen kamen, wenn man bedenkt, mit welchem falschen Lichte er den jungen Ehemann betrachtete, ihn allein für den schuldigsten hielt, und von jenen Umständen nichts wußte, so kann man seine That gelinder finden.

Diese bestand darinn: Nachdem er überzeugt w..., daß der junge Gelehrte wirklich in der Kammer neben dem Schlafzimmer der Mutter und Tochter schlief, so machte er, um bequemer seinen Vorsatz ausführen zu können, einen Laden an einem Fenster auf, wodurch er in der Nacht ins Haus kam, denn er wohnte in einem Nebengebäude.

Er schlich, ohne daß jemand es merkte, bis ins Schlafzimmer des jungen Gelehrten, fiel über das Bette her, und versetzte ihm, in der Meinung ihn gleich zu ermorden, zwey Stiche, die aber nur den Arm trafen. Er hatte das Messer an seiner rechten Hand festgebunden, vermuthlich in der Absicht, damit es ihm nicht entwunden werden könnte.

Von diesen Stichen erwachte aber jener, und wurde bald gewahr, daß er mit einem Mörder zu kämpfen hatte. Er wehrte sich daher so gut er konnte, kam glücklich aus dem Bette heraus, und balgte sich lange mit ihm herum, bekam noch eine tüchtige Kopfwunde vom Schlage mit einem Hammer, und verschiedene kleinere Wunden, die wohl beim Herumvagiren der Hand, woran das Messer gebunden war, gefallen seyn mochten. Endlich wurde der Mörder doch insoweit sein Herr, daß er ihm an die Gurgel kam, und ihm einen Schnitt über den ganzen Hals versetzte, der tödtlich gewesen seyn würde, wenn nicht die junge Frau dem Mörder in den Arm gefallen wäre.

Sie war nebst der Mutter von dem Gepolter des Balgens aufgewacht und da sie ächzen und wimmern hörten, hatte die Mutter gleich aus dem Fenster nach Hilfe geschrien, und die Tochter war ins Zimmer geeilet, wo sie eben im glücklichen Augenblicke angekommen.

Friedrich glaubte indessen doch, sein Gegner, den die Verblutung ermattet, wäre todt, und ließ ihn liegen, um auf die Frau loszugehen, die sich aber in der Dunkelheit in eine Ecke retirirt, wo er sie zum Glücke nicht suchte. Der Lärm der Mutter war aber auch wirksam geworden, und Friedrich hörte von draussen die Polizeywächter, die die Thüre, die er zugeschlossen, einzuschlagen droheten.

Da er sich ohne Rettung verloren sah, gab er

sich einen Schnitt in den Unterleib, und mit einem anderen schnitt er sich den Hals so tief ab, daß er nach wenig Minuten zu leben aufhörte.

Trauriges Schicksal eines Menschen, von dem man behauptet, er habe keiner Leidenschaft gefrönt, als der Liebe zu diesem Mädchen, den also ein Augenblick so unglücklich machte. Der junge Gelehrte erholte sich, und wurde wieder geheilt.

Der Körper des Selbstmörders wurde aufs Rad geflochten. Mit welchem Rechte, das wage ich nicht zu bestimmen. Der Mutter ist nichts geschehen. Was konnte ihr auch nach den Gesetzen angethan werden? aber nach der Billigkeit? darnach wird zwar nicht gerichtet.

Wer wagt es, diesen Unglücklichen einen Lasterhaften zu nennen, wenn er schon zwey der größten Laster begieng. Vorsatz mußte ihm bey dem Morde zur Last gelegt werden, das hat seine Richtigkeit, aber selbst dieser Vorsatz war doch wohl Wirkung der Leidenschaft, die ein so unbilliges Verfahren, wie man gegen ihn beobachtet, bis zur Wuth hervorbringen mußte. Auch trug er die Theilnehmung des ganzen Publikums davon. Da war niemand, der gesagt hätte: der abscheuliche Mensch. Alle seufzten; der arme hintergangene Schelm! Allen schien das über ihn ausgesprochene Urtheil hart und ungerecht, und weit gefehlt, daß seine Exekuzion das gewöhnliche Mitleiden hervorbrachte, so sah man vielmehr die Hälfte der Menschen-

Menge mit Thränen in den Augen seinen Tod und das Schicksal des unglücklichen Körpers beweinen.

Die Lebenden kamen dabey am schlimmsten weg. Wie viele konnten wohl von der Sache so genau unterrichtet seyn, daß sie die Bewegungsgründe des jungen Gelehrten, und das Betragen seiner Schwiegermutter gegen seine Familie wußten. Der ganze Haufe hielt ihn also für den, der dem armen Burschen das Mädchen weggekapert, und ihre Eitelkeit und Stolz überlistet. Er hatte seine Ruhe und sein Glück seiner Familie geopfert, wäre beynahe um sein Leben gekommen, mußte auf die schmerzhafteste Weise viele Wochen mit der Heilung zubringen, und wurde noch von aller Welt scheel angesehen, und dadurch natürlich dahin gebracht, daß er seinen Geburtsort verließ.

Mädchen und Mutter lassen sich nicht so sehr, besonders die letztere gar nicht, entschuldigen. Auch blieb sie bei der ganzen Geschichte kalt und unempfindlich. Ein wahrer Kloz unter den Menschen, der nur mechanisch lebte, und nur, was dahin gehörte, empfand.

Die junge Frau zeigte sich von einer besseren Seite, sie wartete ihren Mann wenigstens in seiner Krankheit aufs sorgfältigste, und gab Hofnung, daß sie ihm sein Leben nicht ganz verbittern würde.

Aber er ist doch trübe und nachdenkend geblieben. Die Lebhaftigkeit seines Geistes ist entflohen,

und es mögen ihm die Auftritte nicht aus den Gedächtniß kommen, die er, so ganz ohne sein Verschulden, erleben müssen.

Frau von L****d.

Selbstmörderin aus Ehrgeiz.

Fräulein von W**, aus einem der ältesten deutschen Geschlechter, dessen größerer Stamm aber jetzt in eine der nordischen Provinzen versetzt ist, war die erste Schönheit des Landes. Von ihren Eltern geliebt, von ihren Verwandten verehrt, war sie die Freude ihres Hauses. Sie wuchs dem Alter entgegen, wo sie einen liebenswürdigen Jüngling glücklich machen konnte, und kaum hatte sie es erreicht, so bewarben sich viele um ihre Hand.

Ihren Augen aber und ihrem Herzen gefiel keiner besser, als der junge Herr von L*, und verdiente ein Jüngling das liebenswürdigste Geschöpf zur Gattin zu erhalten, so war er es. Sie wurden nach einer erst entfernten Bekanntschaft täglich vertrauter, entdeckten täglich mehr liebenswürdige Eigenschaften eines an den andern, und waren so weit, daß sie sich Liebe entdecken wollten, als auf einmal ein für sie ganz unerwarteter Zufall des Fräuleins Gesinnungen wankend machte.

Drey Monate schon war eine ihrer ältern Schwestern, die beyde verheirathet waren, so krank, daß man niemanden zu ihr ließ, selbst ihre nächsten Verwandten nicht. Nur ihr Mann, und einige ältere Freundinnen des Hauses kamen zu ihr. Lottchen, so hieß die ledige Schwester, wurde auch nicht vorgelassen, und es kränkte sie um so mehr, da sie immer ihre liebste Schwester gewesen, und Amalia nie etwas unternommen hatte, ohne sie darum zu fragen. Lottchen machte sich tausend bittere Vorstellungen, glaubte sogar, ihre Schwester wäre todt, und man wolle ihr es verhehlen, und nur die theuersten Versicherungen ihrer Mutter konnten den Wahn in ihr unterdrücken, bis sie endlich durch die frohe Nachricht, ihre Schwester sey glücklich von einer Tochter entbunden, und durch die noch frohere, daß sie sie besuchen dürfte, erfreuet wurde.

Sie flog mehr zu ihr, als sie gieng. Sie fand sie weinend im Bette. Ihr Kind lag vor ihr, und sie netzte es mit Thränen. Lottchen, sagte sie, und sah sie bedeutend an, du hast mich gewiß lange nicht gesehen?

Lottchen. Seit drey Monaten nicht, liebe Amalie. O, du bist grausam mit mir umgegangen. Was hatte ich dir gethan, daß du die, die dich so zärtlich liebt, von deinem Krankenbette verstießest, wo sie besser als irgend jemand dich gewartet hätte.

Amalie.

Amalie. Ich that es nicht, liebes Lottchen, ich habe nichts von mir selbst gewußt. Man hat dich besser gehütet, als mich. So machte man mirs, als meine ältere Schwester krank war; aber man glaubte nicht, daß ich mit Gewalt durchdringen würde. Ich thats, und fand sie — ach Lottchen! närrisch, verrückt, so daß sie gebunden werden mußte, und das dauerte drey Monate bis zu ihrer Niederkunft.

Lottchen. Und du — Amalie — rede!

Amalie. Ich bin in dem nämlichen Zustande gewesen; ich muß dir alles sagen, Lottchen. Wenn du noch nicht liebst, oder doch deinem Herzen noch gebieten kannst, so heirathe nicht. Ein schrecklicher Fluch ruhet auf unserm Hause. Ich erfuhrs, ehe ich heirathete, und wollte nicht glauben, daß er an mir erfüllt werden würde. Jetzt habe ich die traurige Erfahrung gemacht. Du, Lottchen, bey deinem Herzen, deinen weichen Empfindungen, du überlebtest das Schreckliche desselben nicht. Höre mich:

Wie ich meine Schwester in dem fürchterlichen Zustande sah, eilte ich zu meiner Großmutter, um da mich auszuweinen. Sie schalt mich, daß ich ungehorsam genug gewesen wäre, mich mit Gewalt durchzudrängen, aber sie schalt nicht lange. Du weist, wie zärtlich sie ist. Sie kann keine Thränen sehen. Du dauerst mich, Amalie, sagte sie

zu mir. Du hast das nämliche Schicksal zu erwarten.

Ich fuhr zusammen, als ob mich ein Blitz getroffen. Hatte ich viel Mitleiden mit dem Zustande meiner Schwester gehabt, so verwandelte sich dieses jetzt in Schauder, wenn ich mich so dachte. Jede Vorstellung eines künftigen Elends steht unendlich viel schwärzer vor uns, als wenn wir es selbst empfinden.

Seit Zeiten, fuhr meine Großmutter fort, die ich nicht bestimmen kann, weil sie über mein Andenken hinausgehen, liegt das schreckliche Schicksal auf uns, daß jedes Mädchen aus unserm Hause drey Monate vor ihrer Niederkunft völlig rasend wird, und erst dann ihren Verstand wieder erhält, wenn sie entbunden ist. Sorgfältig hat mans bisher den künftigen Schlachtopfern dieses Elends verhehlt. Sogar denen, die schon einigemal diesen fürchterlichen Zustand überstanden hatten, sagte man nichts von der Beschaffenheit ihrer Krankheit, sondern gab sie für eine andere aus, und sie konnten das glauben, weil sie immer ohne Bewußtseyn waren. Dich, Amalie, will ich warnen. Bleib ledig. Heirathe nicht.

Wenn meine Bitte, liebes Lottchen, nicht mehr Eindruck auf dich macht, als die meiner Großmutter auf mich, so wollte ich, ich hätte geschwiegen. Ich gieng tiefsinnig von meiner Großmutter weg, nachdem ich ihr heilig versprochen hatte, nicht zu

heirathen. Bis nach meiner Schwester Niederkunft, so lange ich sie also in diesem Zustande vor mir sah, blieb mein Entschluß fest. Bald nachher war er dahin. Die Liebe philosophirte mir alle aufsteigende Schauder hinweg. Bald wähnte ich, ich wäre eine Ausnahme von allen, oder könnte es wenigstens seyn, bald kam mir meiner Großmutter Erzählung als erdichtet vor, um mich von der Heirath, wogegen sie, als äußerst bigott immer eingenommen war, abzuhalten. Ich glaubte gar nicht, daß ich Anlage zu einer solchen Verrückung haben könnte, da mein Temperamet leicht und flüchtig war. Mit meinem Willen zu vergessen, verlohr sich das Andenken an den schrecklichen Zustand meiner Schwester, und ich gab meinem Gatten die Hand.

Die traurigste Folge hat mich gelehrt, daß ich den Rath meiner Großmutter nicht hätte verachten sollen, und das Allerempfindlichste bey meinem Leiden ist, daß ich ein neues Schlachtopfer zur Welt gebracht, das zum Elende gebohren ist, und, wie wir alle, ihm nicht entgehen wird.

Der Eindruck, den Amaliens Erzählung auf Lottchen machte, war fürchterlich. Sie wollte aber ihrer Schwester keine Vorwürfe machen, so tief sie es auch fühlte, wie unrecht sie an ihr gehandelt.

Du hast einen Dolch in mein Herz gestossen, Amalie, sagte sie, als sie allein auf ihrem Zimmer

war, der mich das Leben kosten wird. Du hast mir Liebe, Freude, Glück geraubt.

Sie wurde von der Zeit an tiefsinniger als gewöhnlich. Ihre Blicke auf ihren Geliebten, die sonst Feuer gewesen waren, waren itzt Sehnsucht. Er vermißte nicht ihre süße Anhänglichkeit an ihm, aber das weit süßere Vertrauen, was ihm ehedem die kleinste Furcht des Kummers auf ihrer Stirne öffnete, war dahin.

Liebst du mich nicht mehr, Lottchen? frug er mit Thränen in den Augen.

Lottchen. O, ich liebe dich unaussprechlich; nicht Zeit, nicht Macht, nicht Untreu kann mich von dir trennen. Aber so sehr ich dich liebe, kann ich nicht die Deinige, kann nie eines Mannes werden.

Herr v. L. (war äußerst bestürzt) Nicht die Meinige? und keines Mannes? Löse mir das Räthsel, oder du siehst mich zu deinen Füssen sterben.

Lottchen. Ich kann dies nicht lösen. Genug, unglücklicher Jüngling, ich kann dich nicht glücklich machen, wenn du dein Glück in nichts anderem findest, als in meinem Besitz.

Herr v. L. In nichts anderem kann, und werde ich es finden. Und wer macht mir ihn streitig. Du liebst mich, keinen Nebenbuhler habe ich, fürchte ich. Deine Eltern — o, sie lieben mich, und ich will zu ihnen eilen, ihre Füsse umfassen. Gern,

gern werden sie mich Sohn nennen. Erflehen will ich dich wenigstens von ihnen in einem so heißen Gebet, dem der Ewige nicht widerstehen könnte, und Menschen sollten ihm widerstehen?

Er rannte fort, vergebens rief ihm Lottchen nach, daß er bleiben sollte. Ihre Thränen stürzten heftiger. Sie kannte die Liebe ihrer Eltern zu Karln. Ihr Unglück war gewiß.

Herrn v. L* Verbindung mit diesem Hause war demselben wirklich zu schmeichelhaft, als daß man einen Augenblick hätte anstehen sollen, ihm eine günstige Antwort zu geben. Man wunderte sich nur, daß er so ängstlich dabey that, man bat ihn sich zu beruhigen, und als man sah, daß er dem allen ohngeachtet noch unruhig blieb, drang man in ihm und erfuhr die ganze Lage, in welcher er mit Lottchen war. Der Vater sah die Mutter, und diese den Vater an. Sie muthmaßten, was geschehen wäre, und sagten dem Jünglinge: da Lottchen einen Hang zur Schwermuth hätte, so wären das melancholische Grillen, die bald vorübergehen würden.

Karl kehrte zum Fräulein zurück, warf sich ihr wieder zu Füssen, beschwor sie, ihm ihr Anliegen zu entdecken, und konnte nichts als Seufzen und Thränen von ihr herauspressen. Er verließ sie halb in Verzweiflung, die gewiß ganz sein Loos gewesen wäre, wenn sie ihm nicht beym Abschiede versprochen hätte, sich zu fassen, und den andern Tag freundlicher gegen ihn zu seyn.

Kaum hatte er sie verlassen, so wartete ihrer ein anderer Sturm. Ihre Eltern kamen, zwar liebvoll, aber desto schmerzlicher für sie. Man lockte der armen Geängsteten bald das Geheimniß ab, was sie in ihrem Busen verschlossen hielt. Man tröstete sie darüber, man versicherte ihr, gerade bey ihr sey es eine Ausnahme bey ihrer Mutter gewesen. Jedesmal, wenn sie in den Umständen gewesen, habe sie diesen Zufall erdulden müssen, nur bey dem leztenmal, bey ihr nicht. Lottchen wollte nicht wagen, ihren Eltern zu widersprechen, aber in ihrem Herzen glaubte sie nichts. Man nahm den andern Tag den Arzt zu Hülfe. Dieser betheuerte auf seine Ehre, daß ihre Mutter damals frey geblieben. Lottchen glaubte wieder nicht, aber sie wagte auch nicht zu widersprechen.

Karl kam, und sie empfieng ihn freundlich, obwohl niedergeschlagen. Er drang in sie, die Eltern drangen in sie, ihre Liebe zu dem jungen Mann war groß, ihr Herz weich. Ihn betrüben, ihre Eltern betrüben, das konnte sie nicht, sie gab ihr Jawort, und ein Strom von Thränen begleitete es.

Lottchen war trotz ihrem weichen Herzen fest in ihren Entschlüssungen. Du hast dein Wort gegeben, sagte sie, als sie allein war, und nun mußt du es halten. Aber auch jeden Kummer von denen abwenden, denen du ihn durch fernere Betrübniß machen würdest, ist deine Pflicht. Also heiter, ar-

me trübe Seele, so bald du nicht in der Stille weinen kannst.

Amalie fiel in Ohnmacht, als sie ihr ihren Entschluß bekannt machte. Sie hatte viel Mühe sie wieder zurecht zu bringen. Ich bin an deinem Unglücke schuld, sagte diese, als sie wieder zu sich kam. Hätte ich dir alles verhehlt, du wärst jezt glücklich.

Lottchen konnte auch die Schwester nicht leiden sehen, und sagte, was sie nicht glaubte, daß sie die glückliche Ausnahme unter allen ihren Geschwistern, bey ihrer Mutter gewesen wäre, und es auch wohl bey ihr so seyn würde.

Amalie ergrif die Gelegenheit, ihr das so glaubwürdig als möglich zu machen, und der Eifer, mit dem sie es that, zeigte zwar Lottchen, wie gut sie für sie dachte, aber er bestärkte sie in dem Zweifel, ob es wahr wäre, den der Wunsch, daß es so seyn möchte, schon einigermaßen verdrängt hatte.

Der Hochzeittag nahete sich unter abwechselnden Thränen, und verstellter Freude der Braut, und Herr v. L * hielt sich für den glücklichsten Mann unter Gottes Sonne. Auch schien es wirklich, als wenn die zärtliche Liebe ihres Mannes Lottchens verlorne Heiterkeit wieder herstellte. Sie wurde munterer, schien zu vergessen, und würde im Ernst vergessen haben, wenn nicht Merkmale der Schwangerschaft sie an jene Auftritte und an das, was sie erwarten könnte zurückerinnert hätten. Sie such-

te sich selbst allen Trost auf, den sie sich nur zu geben vermogte, und reich an schwärmerischen Grillen hätte sie sich in eine mögliche Ausnahme hinein geschwärmt, wenn nicht das Schicksal, das gegen diese Unglückliche zu grausam eingenommen schien, aufs neue ihr ein Hinderniß in den Weg gelegt.

Die jugendliche Wärterin der Frau v. L****d, die diese sehr zärtlich, und als eine Pflegmutter geliebt hatte, war im 10ten Jahre nicht ohne viel Widersezlichkeit von beiden Seiten von ihr getrennt worden. Man hatte sie aber mit Gewalt entfernt, und von dieser Zeit hatten sie sich nicht gesehen. Die Ursache davon war, daß diese Frau Wärterin bey Lottchens Mutter in jenen drey schrecklichen Monaten gewesen, und daß man sich fürchtete, sie möchte Lottchen etwas von diesem Zustande entdecken. Man war aber nicht vorsichtig genug gewesen, ihr zu sagen, warum man sie verstieße.

Dieses Weib hörte von Lottchens Vermählung, und wagte noch nicht, ihr unter die Augen zu treten, als sie aber von ihrer Schwangerschaft hörte, bekam ihre Liebe zu ihr so sehr die Oberhand über alle Furcht, daß sie dem Triebe, sie zu sehen und ihr ihre Hilfe anzubieten, nicht widerstehen konnte.

Frau v. L* fiel ihr um den Hals, da sie sie sahe, als ob sie ihre Mutter umarmte. Was willst du von mir, gutes Weib? sagte sie. Bedarfst du Hilfe? Rede!

Weib. Nein, ihre besten Eltern haben mich

zwar verstossen, aber versorgt. Ich komme ihnen meine Dienste anzubieten.

Lottchen. Ja, liebes, bestes Weib. Ich will dich zu mir nehmen, du sollst nicht mehr getrennt werden von deinem Pflegkinde, das dich als Mutter liebt.

Weib. Ich will ihre Kinder warten, ich will Sie warten, wie ich sie als Kind und wie ich ihre Mutter gewartet habe. Gott weis, warum Ihre Mutter mich nicht mehr liebt, und doch liebte ich sie so sehr.

Lottchen. Du hast meine Mutter gewartet — doch wohl nur in ihrem Wochenbette.

Weib. Drey Monate vorher schon war sie krank —

Die Worte waren noch nicht ganz ausgesprochen, so lag Frau v. L* schon ohnmächtig zu den Füssen der Wärterin, die sogleich Lerm machte. Herr v. L* war ausser sich. Aerzte und Verwandte wurden versammelt, und da die Mutter erschien, errieth sie bey Erblickung der Wärterin das Ganze, schalt diese, und hieß sie, sich auf ewig aus Lottchens Augen entfernen.

Das unschuldige Weib verließ weinend das Haus. Lottchen kam wieder zu sich. Als ihre Mutter sie bedeutend ansah, druckte sie ihr zärtlich die Hand, und sagte nichts, als: Ach! warum haben sie mich hintergangen? von der Zeit an hörte sie auf nichts mehr, antwortete auf nichts mehr,

was ihr von der Sache gesagt wurde. Sie verlachte Aerzte und Hofnungen. Der Entschluß, den sie nachher ausführte, keimte in ihrem Herzen, aber sie wollte ihn nicht übereilt thun.

Sie suchte ihre Wärterin wieder auf. Sie tröstete sie über das Unrecht, was ihr geschehen war. Sie brachte sie durch Bitten und Ueberredungen, daß das ihren Zustand erleichtern, und sie vielleicht ganz dafür beschützen würde, dahin, daß sie ihr die Krankheit ihrer Mutter auseinandersetzte. Diese Beschreibung war wirklich äusserst fürchterlich. Anfälle von grausamer Wuth hatten mit den lächerlichsten Abgeschmaktheiten gewechselt, und wenn irgend durch einen Zufall Fremde sich ihr genähert, oder sie, welches sie oft versuchte, in Freyheit gekommen wäre, so wäre sie ein Gegenstand des bittersten Gelächters oder des unerträglichsten Mitleidens geworden.

Hatten vorher Bilder von möglicher Erleichterung ihre Seele erfüllt, so wurde sie jezt im Gegentheil voll von Verschlimmerung des Uebels. Sie malte sich das, was die Wärterin ihr ohnedem durch ihre konfusen Begriffe schwer genug gebildet, noch weit fürchterlicher, sie stellte sich alles vor, was sie beginnen könnte, wenn ein unglücklicher Zufall sie in Freyheit setzte. Sie dachte sich das Gespötte ihrer Bekannten, und besonders ihrer Feinde darunter, wenn sie sie von ohngefähr überfallen sollten, wie Amalie ihre ältere Schwester. Sie

hatte auch von der Wärterin gehört, daß dieses Unglück hin und wieder unter den Leuten bekannt wäre, und sich immer weiter ausbreiten würde.

Und sollst du, sagte sie zu sich selbst, einem so gewissen grausamen Schicksale dich entgegenstellen, da du die Macht hast, ihm zu entgehen? Was ist ein Leben, von dem du voraus siehst, daß es mit Schande verknüpft seyn wird? Was soll es, daß du einem Kinde das Leben giebst, das eben so unglücklich seyn wird, wie du, das eben dem Schicksale entgegengeht? Weg damit, denn auch der ist ein Feiger, der einem gewissen Unglück zu entgehen nicht Muth genug hat.

Von Tage zu Tage bestärkte sie sich mehr in diesem Gedanken. Ihr innerer Kummer, der den Verwandten von ihrer Seite bekannt war, war es ihrem Manne noch nicht. Sie hatte ihm alles verborgen, und immer noch hatte die Liebe zu ihm es so weit gebracht, daß sie heiterer wurde, so oft sie mit ihm zusammen war. Jezt aber konnte sie auch das nicht mehr. Ihr immer zunehmender Tiefsinn, der blos Nachdenken und noch nicht die geringste Spur von Wahnsinn zum Grunde hatte, ließ sie nicht mehr heiter seyn. Er schrieb auf die Umstände, in denen sie wäre, und so giengen noch einige Wochen hin.

Vier Monate war Frau L****d nunmehr in den für sie so traurigen Umständen, und Kampf zwischen Liebe und Pflicht, denn in ihrem Sinn war

der Selbstmord ihr zur letztern geworden, stritten immer noch, als ein neuer Zufall ihr Vorhaben bestärkte.

Eine unglückliche Kindermörderinn wurde vor ihrem Fenster vorbey zum Richtplatz geführt. Sie stand eben mit ihrem Gatten da, und da sie nicht wußten, daß der Zug unter ihren Fenstern weggienge, so überraschte sie das Schauspiel. Von L. bat seine Gattin wegzugehen.

Lottchen. Nein, mein Lieber, ich will die Feige sehen, die nicht Muth genug hatte, sich dieser öffentlichen Brandmarkung ihres Namens zu entziehen. Ich will sehen, ob sie einem schimpflichen Tode so muthig entgegengeht, als ich einen ehrenvolleren wählen würde.

v. L. Glauben Sie denn nicht, daß es weit schändlicher für diese Unglückliche wäre, wenn sie den zweiten Mord an sich selbst begangen hätte?

Lottchen. Selbstmord — Mord zu nennen! Das geht über meine Begriffe. Mord heißt Leben nehmen — aber wem Schande Tod ist, der giebt sich das Leben, wenn er sich die Schande nimmt. Und diese Unglückliche hat vielleicht in einem Augenblicke des Wahnsinns ihr Kind gemordet. Setzen Sie nun, mein Bester, den Fall, daß der Wahnsinn das gewisse Los eines Weibes wäre, die ihren Mann zärtlich liebte — setzen Sie, daß in dieser Stunde die Raserey derselben sie gegen ihn, so wie diese Mutter gegen ihr Kind, das eine Mutter im-

mer lieben soll, wüthen ließe — und setzen Sie das alles, als gewiß — soll die Unglückliche nicht einem Leben entgehen, was so schrecklich für sie werden kann?

v. L. Was setzen Sie für Fälle, bestes Lottchen, was machen sie für Vergleichungen? Wer weis gewiß, was ihm in seinem Leben bevorstehet?

Lottchen. Nicht viele Menschen wissen das — aber es giebt doch einige. Die Natur hat zuweilen schreckliche Gewohnheiten, von denen sie nicht abgeht, und in denen sie immer schrecklicher werden kann. Vielleicht erfodert sie grausame Aufoferung eines einzigen Schlachtopfers, um von der Größe ihrer Grausamkeit nachzulassen. O, Gott! es ist schrecklich, das denken, das sagen zu müssen. Das fühlen, dessen gewiß zu seyn, weit schrecklicher. Da steht sie die Unglückliche am Abgrunde auf einem schroffen Felsen. Stürzen muß sie, denn wohin sie sich wendet, sieht sie ihre Lieben, die sie morden muß, wenn sie sich retten will.

v. L. Bestes, liebes Weib! Woher kommen dir diese Phantasien? Vertilge sie aus deinem Herzen. Laß deinen sanften Sinn doch nicht durch sie gestört werden! Was helfen dir so schreckliche Vorstellungen. Wie unglücklich ist das Weib, wenn mit dem Zustande, in dem Du bist, schwarze Auftritte verbunden sind. Und wo ist der Mann, der das ansehen kann, ohne daß ihm sein Herz blutet!

Lottchen! Lottchen! war das Ahndung, als du meine Hand nicht wolltest, o so wollt ich, ich hätte ein Vorgefühl davon gehabt, dann hätte ich nicht mehr deine Hand begehrt, nur dein Herz.

Lottchen. Das hättest du gewollt, o, Karl! Karl! Wie selig wären wir dann gewesen. Ich bin elend, glaube mirs, ich bin es sehr. Ich bin unglücklich, aber nicht durch dich, du bist unschuldig. Die mich unglücklich machten, o, Gott! sie sind auch meine Lieben, und sie werden schrecklich dafür büssen. Aber ich vergebe ihnen, von ganzem Herzen vergebe ich ihnen. Ich sollte einmal das Opfer seyn.

v. L. Du sollst es nicht seyn. Geduld, bestes Weib, Geduld! Die Tage deiner Unruhe werden verfliessen —

Lottchen. Ja Karl, sie werden verfliessen, aber nicht, die du denkst, die ich denke. Wir müssen uns trennen. Wenn du dein Lottchen blos und kalt vor dir liegen siehst, dann denke an das, was du itzt sagtest: Sie werden verfliessen — Die Tage der Trennung werden verfliessen, und die Tage der Wiedervereinigung werden kommen. Willst du mir etwas versprechen?

v. L. Alles Lottchen! alles — nur laß diese fürchterlichen Vorstellungen fahren.

Lottchen. So versprich mir, daß du mich nie schelten willst, daß du mir alles vergeben willst, was ich dir zuwider thue, daß du, wenn ich ster-

be, nicht aufhören willst, mich zu lieben — nie mir fluchen —

v. L. Braucht das eines Versprechens — Nur diese Hand konnte mich glücklich machen, nur diese Seele auf die meinige wirken — und die sollte ich fluchen —

Lottchen. Wohl denn, du hast mich beruhigt — Es ist ein trauriges Loos, nichts zu eines Menschen Glück beytragen zu können — und ich muß dein ganzes Unglück machen. Lieber Karl! ich möchte so gern meine Mutter, meine Schwester Amalie sprechen — Ich weis nicht, ich fühle so etwas Ungewöhnliches — Bring sie zu mir. Ich will sehen, ob ich indessen ein wenig ruhen kann — Führe sie zu mir.

v. L. Du willst es, Lottchen, und ich gehorche. Aber, ungern verlasse ich dich — Ich zittere für dich —

Lottchen. Nicht doch — nicht doch — geh, Lieber, geh —

Nicht ahndend, was ihm bevorstand, gieng Karl zur Mutter, und fand die Schwester bey ihr. Er erzählte. Die Mutter wurde blaß. Amalie sprang auf. Karl! rief sie, sie haben gewiß einen fürchterlichen Auftrag erhalten. Eilen sie, oder wir kommen zu spät.

Der Wagen flog fort, und in wenig Minuten waren sie bey Lottchen im Zimmer. Sie saß lächelnd auf ihrem Bette. Mir ist nicht wohl, sagte

sie, und doch bin ich ruhig. Setzt euch, meine Theuern. Ich habe euch rufen lassen, um von euch Abschied zu nehmen. Ich muß fort von euch, ich fühle es, ich werde die Welt verlassen.

Gott! sie hat Gift genommen, schrie Amalie, Hülfe! Hülfe!

v. L. (stand sprachlos da) War es Wahrheit, oder täuschte ihn ein irriger Wahn. Sie nahm seine Hand. Lieber Karl — Amalie hat mein Geheimniß verrathen —

Alles gerieth in Aufruhr — alles wollte nach Hülfe eilen.

Bleibt! sagte die Unglückliche. Alle Hülfe ist zu spät. Ich habe so viel genommen, daß nichts mich retten kann. Lieber Karl! Ich befreye dich von einer schrecklichen Aussicht des Elends.

Nachdem sie ihm alles erzählt, was wir bereits wissen, fuhr sie so fort:

Ich fühlte, Karl, daß ich nicht bloß der Schande leben würde — sondern ich fühlte, ich würde eine weit schwerere Verbrecherin werden, als ich jetzt bin. Der Gedanke an die Tochter, die ich zur Welt bringen würde, hatte mich im ersten Augenblicke des Wahnsinnes meinem Körper tausend Martern anthun lassen. Noch mehr, Karl, du weist, wie ich dich liebe. Aber, du kennst mein Gefühl für Ehre. Ich fühlts — ich würde dich hassen, so bald ich mich so verworfen sähe — Blut war mein

Gedanke,

Gedanke, und mein Traum — und dein Blut, Karl, flöß gewiß, wenn ich lebte. Das war ich so fest überzeugt, daß ich zusammenschaudern mußte.

Und nun, Mutter, Schwester, Geliebter! was war besser? Daß die Unglückliche, die ohnedem sterben mußte, allein starb, oder daß sie noch einen mit sich nahm, und noch viele unglücklich machte? Jetzt leidet ihr das früher, kürzer, was ihr späterhin schaudervoller, schrecklicher gelitten haben würdet. Der Richter oben richtet mich, vor der Welt, Karl, ist meine und deine Ehre gerettet. Kein Spötter wird zu dir treten, und dich bedeutend fragen: Was dein Weib macht? Jeder wird dich bedauern in der Blüthe des Lebens eine Gattin verloren zu haben, die du liebtest, jeder wird mich bedauern, daß ich den Armen eines so theuern Mannes so früh entrissen bin. Niemand wird wähnen, daß ich selbst es gewesen, die sich von dir losgerissen.

Auch gestehe ich dir, mein Lieber, es hat mich viel gekostet, und noch jetzt ist es mein einziges Leiden, Mutter und Schwester! Ihr müßt mich nicht bedauern, ihr müßt Tiegerherzen haben, wenn ihr nicht froh wäret, daß ich mich so glücklich über ein schreckbares Schicksal hinwegzuschwingen wußte.

Die Wallung, mit der sie sprach, machte den Gift um so schneller wirksam. Sie fühlte Schmer-

zen und konnte sie nicht mehr verbergen. Karl schickte nach dem Arzt. Er bat sie auf den Knien, Rettungsmittel nicht auszuschlagen. Er hegte im Herzen noch Hofnung. Frau v. L. hatte zu gut dafür gesorgt, daß sie ihren Endzweck nicht verfehlen wollte; jeder andere Ausgang als ihr Tod wäre ihr weit vorwurfsvoller gewesen. Der Arzt kam, und gab sogleich alle Hofnung auf. Es war der nämliche, der sie hintergangen hatte.

Sagen sie mirs vor meinem Ende, sprach sie zu ihm — sagen sie mirs, ob sie mich belogen. Er konnte es nicht läugnen. Er that noch mehr, denn er war weich, und fühlte, daß es schwer sey, so zu sterben. Er wollte ihr das Schreckliche ihres Todes erleichtern. Ich habe, sagte er, für sie besonders gefürchtet. Ihr Temperament, die Reizbarkeit ihrer Nerven ließ mich Auftritte fürchten, die ich gewiß noch nicht gehabt, und ich zweifle, ob alle meine Aufmerksamkeit hinreichend gewesen, sie vor Schimpf und Ausbruch zu hüten.

Lottchen dankte ihm. Trösten sie meinen Karl, sagte sie, reden sie ihm zu, beweisen sie ihm, daß es so besser war — daß er so glücklicher ist.

Wenn ich unglücklicher werden könnte, als ich bin, sagte Herr v. L*, dann hätten sie recht. Aber, Lottchen, mit ihrem Ich nehmen sie mir ja alles, was ich habe. Nein! Sie sind doch grausam. Ich habe keine Freude mehr, und fühls, daß ich nicht Muth genug habe, ihnen zu folgen.

Gott! rief Lottchen aus, welch ein Gedanke! O, das sollst du nicht — mir folgen. Bey Pflicht und Liebe, bey meinem Andenken, bey der Hofnung, daß wir uns wieder sehen werden, beschwöre ich dich, daß du nie dieß unglückliche Herz durch einen solchen Entschluß noch unglücklicher machst. In der Ewigkeit würde ich dafür leiden, dort, wo ich so glücklich zu seyn hoffe, wenn ich einst dich wieder seh.

Die Wirkung des Gifts wurde heftiger, und wenige Minuten machten dem Leben eines der liebenswürdigsten Geschöpfe ein Ende. Wer sollte nicht bey ihrer Asche weinen? — Wer will sie verdammen, daß sie sündigte, da so viele Leiden sie trieben?

Der menschenfreundliche Arzt, den ich darüber selbst gesprochen, sagte, daß ihr ein herbes Schicksal bevorgestanden hätte, und daß es auch wohl ein Weg des Allgütigen seyn könnte, der zum Ende künftigen so furchtbaren Unglücks führte.

Kaspar,

Kinder- und Selbstmörder aus Armuth.

In einer kleinen Stadt in Thüringen lebte ein armer Mann, der sich vom Holzhacken ernährte, und

gerade so viel damit verdiente, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte, und so viel noch davon erübrigte, daß er sich eine kleine Wirthschaft einrichten konnte.

Sein Nachbar, ein wohlhabender Taglöhner, dessen Eltern im Kriege ein ziemliches Vermögen sich erworben, hatte unter vielen Kindern ein Mädchen, Rosine genannt, die schön wie ein Engel war. Der Taglöhner, der erst nach der Eltern Tode seines Vermögens Herr wurde, ließ sich das alles nicht stöhren, sondern lebte sein gewöhnliches Leben fort, gab seinen Kindern keine bessere Erziehung als vordem, und behauptete, nicht ganz ohne Grund, daß, wenn sein Vermögen in eilf Theile, so viel hatte er Kinder, käme, keins derselben die Lebensart, die er durch bessere Erziehung ihnen angewöhnen müsse, würde fortführen können.

Unter allen diesen eilf Kindern war aber Rosine doch sein Liebling. Er putzte sie immer etwas mehr heraus als ihre Schwestern, und zuweilen stieg der Wunsch in ihm auf, du wolltest, daß du nur das eine Mädchen hättest, so könntest du mit deinem Gelde gewiß eine recht vornehme Parthie vor sie finden, und ihr Glück machen. Rosine verdiente auch wohl, daß ihr Vater ihr gut war, denn sie hatte ausserdem, daß sie sehr schön war, ein vortrefliches Herz. Auch hatte ihr Vater sich vorgenommen, sie nicht zu verschleudern, und legte zu

dem Ende alle Jahr etwas zurück, was für Rosinen allein gehörte.

Unser arme Holzhacker, der trotz seiner Armuth ein hübscher Junge war, war bey Rosinens Vater gar nicht übel angeschrieben. Die Abende brachte er fleißig bey ihm zu, und mußte ihm manche lustige Geschichte erzählen, die die Kinder, die um einen Tisch saßen, und Federn schloßen, oder eine andere häusliche Arbeit verrichteten, nur gar zu gerne hörten. Kaspars, so hieß der Holzhacker, Gefälligkeit gieng so weit, daß er eine Geschichte oft dreymal wiederholte, und dieß und seine herablassende Bemühung, jedem Wunsche zuvorzukommen, machten besonders Rosinens Aufmerksamkeit auf ihn rege. Wenn er zu trinken begehrte, war sie die erste, die es ihm brachte; wenn er weggieng, leuchtete sie ihm bis an die Thüre, und drückte ihm dann die Hand so treuherzig, daß ihm ihre gewünschte gute Nacht gar nicht aus dem Sinne kam. Großer Gott, dachte er, indem er sich niederlegte, wie glücklich wird der seyn, dessen Weib Rosine wird. Die Tage müssen ihm Stunden werden, und sein Leben muß ein Paradies seyn — Wenn sie doch dein wäre, wagte seine Phantasie hinzuzusetzen, aber ein plötzlicher Schauder durchbebte ihn auf einmal — Was ist das, sprach er zu sich selbst. Warum erschrickst du bey diesem Vorsatz? Kann nicht Rosine dein seyn? Es ist wahr, ihr Vater ist reicher als du, aber er ist ein ehrli-

cher Kerl, er wird sie einem Armen nicht versagen, der sie glücklich machen kann.

Allein, er mogte sich dies vormalen, wie er wollte, so blieb immer ein schauerlicher Widerspruch dagegen in seiner Seele, und dieser disponirte ihn dahin, daß er den andern Tag kälter als gewöhnlich war. Wie Rosine ihn begleitete, frug sie ihn: was ihm fehlte, und er erzählte ihr alles.

Ganz ohne Falsch, sagte sie ihm, es könne wohl der böse Geist gewesen seyn, der ihm dergleichen eingegeben. Wenn sie auf die Gefahr nur mit ihm verbunden wäre, so wollte sie ihm schon glückliche Tage machen. Sie gestehe es ihm, daß sie keinen Menschen besser leiden könnte, als ihn, und sie wollte sich nie einen bessern Mann wünschen.

Kaspar schlich nach Hause; das war ja wohl so gut als ein Jawort, sagte er. Hm! was soll ich nun machen. Alle Vorspieglungen des gestrigen Schauders wichen vor der schönen Versicherung Rosinens, ihn glücklich zu machen.

Er träumte schönere Träume, als die vorige Nacht, und stand mit der Gewißheit auf, daß er diese Träume in Wahrheit zu verwandeln sich bemühen wollte.

Von ohngefähr traf er in eben dem Hause, in dem er Holz hacken mußte, den Taglöhner an. Er wollte die schöne Gelegenheit nicht vorbeylassen, ihm seine Wünsche zu erkennen zu geben.

Hört mal, Nachbar, sagte er, ihr habt viel Mädchen. Ihr habt zwar auch Vermögen, und es wird ihnen also nicht an Männern fehlen, aber ob sie eben um des Geldes willen, alle gute Männer kriegen, das ist doch immer eine große Frage. Mich kennt ihr, ich bin nicht eigennützig, verlange auch nichts von euerm Gelde. Aber, eins von euern Mädchen möchte ich zum Weibe haben. Ich bin artig eingerichtet, und habe mein tägliches Auskommen.

Bernd, der Taglöhner, hatte ihm aufmerksam zugehört, setzte sich jetzt auf den Klotz, auf den jener hacken wollte, und sagte: Sprecht weiter, Nachbar.

Das war Kasparn eine gute Vorbedeutung, und er fuhr fort: Unter euern Töchtern ist eine, der ich gut bin, und die mich auch wieder leiden kann.

Bernd wurde jetzt unruhig, und frug ängstlich: Welche?

Rosine, antwortete Kaspar — Bernd stand unruhig auf — Ich habe euch lieb, Nachbar, sprach er, aber Rosinen kann ich euch nicht geben. Nennt eine andere.

Das geht nicht, sagte Kaspar. Da wäre ich wohl recht eigennützig, denn da nähme ich eure Tochter des Geldes wegen. Die andern lieb ich nicht —

So kann ich euer Schwiegervater nicht seyn, erwiederte Bernd, stand auf, und gieng.

Kaspar hackte sein Holz, und manche Thräne fiel dazwischen. Rosine soll also nicht dein seyn, seufzte er immer fort. Der Abend kam. Kaspar konnte nicht zum Nachbar gehen. So wie er den Gedanken dachte, standen ihm Thränen in den Augen. Weinend gieng er zu Bette.

Bey Bernd sah es nicht viel besser aus. Er war verdrießlich nach Hause gekommen, seine Kinder, besonders Rosine, hatten seine Launen empfunden. Sie trösteten sich, Kaspar würde kommen, und den Vater aufheitern. Kaspar kam nicht. Rosine legte sich weinend zu Bette.

Kaspar kam den zweiten, dritten und vierten Tag nicht, und Bernds Launen wurden nicht besser. Der Sonntag kam. Rosine gieng zum Tanz, wo sie wußte, daß Kaspar hinkam. Er war auch da. Wie er sie, und sie ihn erblickte, standen Thränen in beider Augen. Sie giengen in einen abgelegenen Theil des Gartens. Sie erzählten sich ihre Leiden.

Ich gehe fort von hier, sagte Kaspar. Ich verkaufe alles, und werde Soldat. Thu das nicht, antwortete Rosine. Ich will erst mit meinem Vater sprechen.

Sie thats am andern Morgen. — Bernd wurde wüthend. Ich habe so viel Liebe zu dir, sprach

er. Ich will dich selbst gern so glücklich wissen, und du willst dich an einen Bettelkerl hängen.

Aber, er hat mich lieb, sagte sie, ich kann ohne ihn nicht leben.

Nun, so häng dich an ihn, aber von mir hast du nichts mehr zu erwarten. Ich gebe dir den Pflichttheil, und du hast weiter keine Ansprüche.

Er ließ Kasparn rufen. Das Mädchen will euch durchaus, sagte er — ihr sollt sie haben. Er richtete ihr die Hochzeit aus, gab ihr etwas weniges, und wie die Hochzeit vorbey war, verbot er beiden Eheleuten sein Haus.

Diese schickten unzähligemal an ihn. Nichts war auszurichten. Er wurde von dem Tage an, da Rosine von ihm war, so verschieden von vorher, daß ihn niemand mehr kannte. Er fieng an zu trinken und zu spielen, und sein Vermögen schmolz zusammen.

Dergleichen Folgen konnten bey den jungen Eheleuten keine ruhige Tage zuwege bringen. Die Vorwürfe ihrer Geschwister und der ganzen Stadt verfolgten sie. Du bist Schuld an unsrer Armuth, sagten die einen. Ihr seyd Schuld an des Vaters liederlichem Leben, die andern. Sie waren unschuldig, trösteten sich zwar damit, hatten aber doch für eine vergnügte Stunde der unangenehmen hundert. Hiezu kamen Nahrungssorgen. Zwey Kinder vermehrten Wirthschaft und Ausgaben. Rosinens Traurigkeit brachte ihr Krankheiten zuwege. Diese

fraßen ein Stück nach dem andern. Kaspars Arbeit wurde dadurch gehindert. Er war Bettler, ehe er sich umsah.

Rosine wurde endlich so schlecht, daß sie dem Tode nahe war. Sie wollte ihren Vater sprechen. Er kam nicht, weil er nicht glaubte, daß sie so krank wäre, und im Grunde, weil er einsah, er hätte Unrecht gehabt, und sich seiner Lebensart schämte. Sie starb ohne diesen Trost.

Wie er aber hörte, daß sie todt war, wachte seine ganze Liebe zu ihr wieder auf. Er eilte zur Leiche, und schluchzte über seiner erblaßten Tochter. Das konnte sie aber nicht ins Leben zurückrufen, und nach wenig Tagen starb er vor Gram. Seine Kinder fanden mehr Schulden als Vermögen, und fluchten nun über den armen unschuldigen Kaspar.

Dieser hatte seine Rosine zu beweinen noch nicht aufgehört, saß alle Stunden, die er von seiner Arbeit erübrigen konnte, zwischen ihren beiden Kindern, und liebkosete eins um das andere, entzog sich jeden Bißen, um nur ihnen zu geben, und hofte, der Himmel würde ihn doch wohl endlich wieder so weit bringen, daß er sie zu Rosinens Ehre groß ziehen könnte.

Allein es war anders beschlossen. Kein Vierteljahr noch nach ihrem Tode, welches er kümmerlich durchlebte, war er so unglücklich, sich durch einen Fehlhieb, an der linken Hand den Daumen wegzuhauen, und alle andere Finger zu lähmen. Sein

Schrecken war unbeschreiblich. Er nahm ein Tuch, umwickelte die blutende Hand, und gieng zu Hause. Bist du denn zum Unglück gebohren? frug er sich unterwegens selbst. Was soll nun dein Schicksal seyn? Deiner wird sich kein Mensch erbarmen, denn du bist jedermann verhaßt. Die traurige Lage, in der du so unschuldig so viel Menschen versetzt, hat dich in so schwarze Finsterniß gehüllt, daß man dich für einen Bösewicht hält. Gott! du wirst verhungern, oder verzweifeln —

So trat er in die Stube. Beyde Kinder lagen in der Wiege, und schliefen sanft. Der Anblick regte seinen Mismuth bis zum Wahnsinn. Sie schlafen so sanft — aber sie werden erwachen, und dann werden sie um Brod schreyen, und du hast keins für sie — Du mußt welches schaffen, sprach er wieder. Kannst du Unmensch genug seyn, die Würmer wimmern zu hören — Er sah sich um, ob nichts zu verkaufen da wäre. Da war auch nichts sein, als die schlechten Küssen, worauf die Kinder schliefen. Er selbst hatte schon lange auf Stroh gelegen — Und die sollte ich auch nehmen? — Nein, den Schlaf will ich euch nicht entziehen, der ist ja euer bester Theil — Ich müßte euch dann vergehen lassen — verhungern — oder erfrieren —

Was bleibt übrig — betteln, und stehlen — Betteln! — kein Mensch giebt mir etwas. Man weicht mir ja auf den Strassen aus — Stehlen! — nein, am Galgen kann ich nicht sterben —

Ha, rief er auf einmal aus — Bist du es, Rosine, du winkst mir. Ich verstehe dich. Du willst die Kinder haben. Gute, liebe Geschöpfe sinds — Aber, du hast recht, sie taugen nichts für diese Welt. Ihr wißt nicht, lieben Kinder, was das Leben ist, und welch Elend euch hier erwartet, wißt ihr auch nicht. Besser, ihr erfahrt es nicht. So geht ihr zu dem Vater, der euch besser versorgen kann, als ich, geht zu einer Mutter, die schon bey ihm ist. Ich habe sie ja wahrhaftig oben gesehen — Noch einmal — Gleich, gleich Rosine.

Dieser Schwung seiner Einbildungskraft wirkte unaufhaltsam mächtig. Er wetzte ein Messer. So, Kinderchen, sprach er, damit es euch nicht schmerzt, und schnitt beiden den Hals ab.

Ihr seyd ja recht sanft entschlafen, sagte er noch — und indem trat einer von Rosinens Brüdern herein. Er hatte von Kaspars Unglück gehört, und kam, ihm zu sagen, daß das gerechte Strafe vom Himmel wäre, weil er an ihrer aller Elend Schuld sey. Wie er aber den Anblick sah, wandte sich doch sein Herz um, und er rief aus: Ach, Kaspar, was hast du gethan? Rosinens schöne Kinder! — Sind Engel, lieber Bruder, vergieb mir, vergebt mir alle. Geh hin, und gieb meine That an. Sie kann doch nicht verborgen bleiben —

So sollen wir noch die Schande haben, dich

auf dem Rabenstein zu sehen, rief der Bruder, und eilte vom schauervollen Auftritt weg.

Nein, das sollt ihr nicht, dachte Kaspar, als er weg war. Er setzte sich, und schrieb folgendes:

„Gott hat mich auf dieser Welt verlassen. Für mich war keine Freude mehr schon lange. Rosine rief meinen Kindern und mir. Ich will lieber in Gottes Hände fallen, als in der Menschen. Begrabt meine Kinder ehrlich. Mit mir macht, was ihr wollt.

Kaspar."

Er erwartete den Zeitpunkt, bis sein Schwager mit den Gerichtsdienern erschien, weil er auf keine Art und Weise diesem etwa Verdacht zuziehen wollte. Wie sie aber in die Thüre traten, stieß er sich das Messer ins Herz, und rief aus: Gott sey mir Sünder gnädig!

Er wurde ehrlich begraben, denn Rosinens Erscheinung wurde ihm als völliger Wahnsinn ausgelegt.

H — — n,

Selbstmörder aus Schwermuth.

Herr H — — n war aus einem guten bürgerlichen Hause, und genoß eine Erziehung, der nicht das

Geringste vorzuwerfen war. Sein Vater war thätiger, arbeitsamer Mann, seine Mutter ganz das, was dieser Name in sich faßt, und beide waren gutmüthig. Die Letztere aber hatte in ihrem Wesen etwas schwermüthiges, dessen Grund nicht bekannt geworden, das aber schon beim ersten Reifen des jungen H——ns bei ihm sich ebenfalls zu entdecken schien. Die Eltern sahen es beide ungern, und wandten alles an, den Keim zu einem so finstere Aussichten gewährenden Temperament zu ersticken. Zerstreuungen jeder Art, vernünftige Lehrer, eigene Vorstellungen des Vaters, die Menschenkenntniß zum Grunde hatten, und die ihn lehrten, daß kein Schicksal in der Welt so herbe sey, das nicht menschliche Standhaftigkeit zu ertragen fähig wäre, Bemühungen von Seiten seiner Mutter, ihren eigenen Hang zur Schwermuth ihm zu verbergen, alles wurde angewandt, um ihn der Hyäne zu entreissen, die so viel Menschen, wenn sie sie auch nicht hinwegraft, doch für die menschliche Gesellschaft unthätig, und zu einer Last der Erden macht.

Der junge H—n hatte kaum ein reiferes Nachdenken erlangt, so sah er ein, wohin alles dieses zielte. Er konnte es seinen Eltern nicht genug Dank wissen, daß sie ihre Liebe zu ihm so unbegränzt darlegten, und fühlte ganz, was er ihnen dafür schuldig sey, und in jeder frohen Stunde, die sie ihm dadurch bereiteten, daß sie ihn von ei-

ner schwermüthigen Laune zurückbrachten, dankte er dem Himmel, ihm so sorgfältige Eltern gegeben zu haben.

Aber, so viel vermochte alles das nicht über ihn, daß er sich ganz von seiner Schwermuth losreissen können. Er verfiel bey jedem kleinen Hindernisse, das sich einem Plane, den er sich gemacht, in den Weg legte, erst in Nachdenken, dann in Tiefsinn, und das Resultat seines Nachdenkens war dann allemal, daß er dazu bestimmt sey, zu scheitern mit jedem Zwecke, den er sich zum Ziel gemacht. Nicht Murren war die Folge dieses Resultats, wohl aber Eckel daran, den Hindernissen entgegen zu arbeiten, oder neue Pläne zu machen.

Er hatte nur eine Schwester, die er unaussprechlich liebte, die um drey Jahre jünger als er war, und die ganz das Gegentheil von ihm, ganz lebhaftes unbefangenes Geschöpf war. Schon in seinem vierzehnten Jahre stieg der Gedanke oft in ihm auf, warum der Himmel eben dieses Mädchen zu seiner Schwester bestimmt, da er, wenn sie das nicht wäre, alle seine Kräfte anstrengen würde, ihrer einst als Gattin würdig zu werden, da er durch sie eine unversiegende Quelle des Trostes für sein Temperament haben würde. Wirklich war sie es, die mit einem Blick ihn eher aus der tiefsten Schwermuth brachte, als es das Zureden aller seiner Freunde und Bekannten konnte.

Im fünfzehnten Jahre war die Bahn seiner bisherigen noch leidlichen Ruhe gebrochen. Sein Vater starb. Nie war der Mann reich gewesen, nie aber hatte es ihm am gehörigen Auskommen gefehlt, nie hatte man gewußt, daß er Schulden hätte. Kaum war er todt, so kamen Gläubiger, von denen Mutter, Sohn und Tochter nichts wußten, und versiegelten alles. Die Mutter glaubte nicht ohne Grund, daß Betrug bei diesen Foderungen obwalte, allein da sie nichts beweisen konnte, so mußte sie alles hergeben, und die Familie war so gut als am Bettelstab. Die arme Frau grämte sich, und folgte ihrem Manne.

Dem jungen H—n waren diese traurigen Wochen fürchterlich. Eine Falte des tiefsten Gefühls zog auf seine Stirne, die sich nie wieder davon verlohr. Er war der Verzweiflung schon damals nahe, die Thränen seiner Schwester thaten ihr Einhalt, und ihr Lächeln der Zufriedenheit, als er nur halb beruhigt war, schien wirklich Wonne über ihn zu verbreiten.

Du bist meine einzige Hofnung, Bruder, sagte sie zu ihm. Wenn du verzweifeln willst, so muß ich untergehen. Du allein kannst mich erhalten, mich unterstützen. Du hast schon viel gelernt, sagte unser seliger Vater so oft. Thue ich einst meine Augen zu, so bin ich um deinetwillen nicht für meine Familie besorgt.

Der junge H—n raſte ſich auf einmal zuſammen. Gehe es mir, wie es wolle, ſagte er, ich will für dich Sorge tragen. Ich will Unterricht geben, ich will abſchreiben, und es muß gehen.

Indem H—n ſo dachte, wie er das am beſten einrichten wollte, trat der Sohn des Kammerraths L* ins Zimmer. Er war der beſte Freund des jungen H—n, der tägliche Geſpiele der Freuden geweſen, die er und ſeine Schweſter ſich machten. Aber ſein Vater war eben derjenige, der das Haus geſtürzt, und die größte Foderung daran gehabt. Sie ſahen ſich nachdem zum erſtenmal, und daher war der Empfang etwas kalt. Der junge L*. fiel aber beiden zu Füſſen. Um Gottes willen, ſagte er, laßt mich es nicht entgelten, was mein Vater that. So wie ich hier vor euch liege, ſo habe ich zu ſeinen Füſſen gelegen und gebeten, er ſollte eurer ſchonen. Er hat mich nicht gehört, was kann ich dafür?

Er hatte kaum ausgeſprochen, ſo wurde er liebreich aufgehoben, und umarmt. Wie konnten zwey ſo gute Seelen eine Ungerechtigkeit erwiedern.

Aber, ſagte der junge H—n, ſage mir nur ums Himmels willen, wozu mein Vater das Geld von dem deinigen genommen? Ich habe keinen Begriff von der Anwendung deſſelben —

L*. Das weis ich nicht. Aber ſo viel iſt gewiß, dein Vater hat oft bei ſeinem Leben Geld zu

uns gebracht. Nie hab ich ihn welches wegtragen sehen. Die Verwickelung ist mir unbegreiflich, und nur nach meines Vaters Tode kann ich dir hierin Erläuterung geben. Gott! wäre ich Herr, gleich solltet ihr alles wieder haben.

Der junge H-- n theilte seinem Freunde jetzt seine Pläne mit. Nein, sagte dieser, ich habe einen andern, und mein Vater hat eingestimmt. Mein Vater läßt dich studieren, und nimmt deine Schwester zu sich.

H--n. Nimmermehr! Nein, Freund, das kannst du nicht verlangen, daß wir von dem Wohlthat und Mitleid annehmen sollten, dem wir den Tod unsrer Mutter zu danken haben.

L*. Nicht Wohlthat, nicht Mitleid. Pflicht! und die deinige ists, das anzunehmen. Er will dir nichts schenken. Er will ein Kostgeld für deine Schwester bestimmen, und wenn du nach dreyjährigem Studieren dein Brod selbst erwerben kannst, sollst du ihm alles abbezahlen.

H--n. So bin ichs zufrieden, aber meine Schwester bey ihm im Hause?

Ich will, was du willst, Bruder, sagte sie, die ihr Schicksal nicht voraussah, und in dem Bruder bey seinem Fleiße nach drey Jahren einen Mann erwartete, der mehr als das verdienen könnte.

Der junge L* schloß die ganze Unterhandlung, und H--n bekam den alten Kammerrath gar nicht zu sehen. Das Kostgeld für die Schwester wurde

sehr mäßig bestimmt, weil sie zugleich versprechen mußte, die Wirthschaft zu führen.

Ehe H--n abreisete, war sie schon dort. Er sprach sie noch einmal, und sie konnte ihm das artige, sanftmüthige Betragen des Kammerraths nicht genug rühmen. Er hatte ihr das ganze Haus übergeben, alles stand unter ihr. Er freuete sich, und reiste beruhigter nach G.

Hier war nun Fleiß das große Triebrad seines Seyns. Er wandte alles an, es so weit zu bringen, wie es noch niemand vor ihn gebracht. Er wurde der Liebling der Lehrer, und seine schwermüthigen Grillen konnten bey immerwährender Beschäftigung und dem Mangel an Sorgen, nicht die Oberhand gewinnen.

Er hatte von dem ihm in den drey Jahren bestimmten Gelde so viel erspart, daß er das vierte Jahr noch studieren konnte. Er wunderte sich nicht wenig, als nach dem Ende des dritten Jahres sein Wechsel aufs neue ankam. Er schickte ihn dem Kammerrath zurück, schrieb ihm, daß sie auf nicht mehr einig geworden, und daß nun an ihn die Reihe sey, Geld zu schicken, welches er auch, so bald er es im Stande wäre, thun würde.

Zugleich schrieb er folgendes an seine Schwester:

Liebe Schwester!

„Das Geld vom Kammerrath ist mir wie ein Donnerschlag gewesen. Ich muß vermuthen, daß

Staatliche Bibliothek Bamberg

der Grund, warum ich es erhalten, in dir liegt. Ich habe nie menschenfeindlich gedacht. Allein, die Beleidigungen von Seiten des Kammerraths sind von der Art gewesen, daß ich nicht wünschte, daß Wohlthaten sie verlöschten."

„Ausserdem, liebe Schwester, glaube ich nicht einmal, daß der Mann, der einmal so ohne alles Gefühl unbarmherzig handeln konnte, wahre Empfindung von Mitleid und Theilnehmung haben kann. Ich fürchte, es liegt hinter dieser Scheinheiligkeit eine neue Bosheit verborgen. Um deswegen werde ich eilen, so viel ich kann, in eine Lage zu kommen, deinen und meinen Wohlthäter und Verderber wieder bezahlen zu können. Dich will ich nur warnen, hüte dich für seinen Schmeicheleien. Es ahndet mir, daß er dich ins Verderben führen will.

H — n."

Er bekam hierauf keine Antwort von seiner Schwester. Der junge L* aber schrieb ihm folgendes:

„So edel, mein theuerster Freund, dein Vorsatz ist, so schön ich es finde, daß du beharrlich bey unserer ersten Verabredung bleiben willst, so hätte ich doch gewünscht, daß du meinem Vater das Geld nicht zurückgesandt hättest, ohne mich darüber zu Rathe zu ziehen. Du hast ihn gekränkt. Dies Gefühl von einem harten Mann ist immer das Zeichen einer verbesserten Seele. Er läßt dir

durch mich sagen, er habe gern das Unrecht, was er deiner Mutter gethan, wieder gut machen wollen Da du dies nicht annehmen wolltest, so überließ er es dir, wenn und wie du ihm die ausgelegten Gelder vergüten wolltest, und spräche dich von aller Verbindlichkeit frey."

„In dem Briefe an deine Schwester, mein Lieber. thust du ihm sehr unrecht. Er wird sie gewiß nicht ins Verderben führen. Ich hoffe zum Glück. Guter, bester H--n, ich liebe deine Schwester, und mein ganzes Bestreben ist, mich ihrer Hand würdig zu machen. Ich glaube nicht, daß mein Vater dawider seyn wird. Auch sie scheint mir geneigt zu seyn. Deine Einwilligung, und ich bin der glücklichste. Dann werden wir nur eine Familie ausmachen, und dadurch wird das Unrecht von selbst wieder gut, was Euch geschehen ist. Gieb mir die Hand deiner Schwester, und unser Band wird das engste seyn, was Freundschaft je knüpfte."

L*

So schön die Aussichten waren, die der Sohn des Kammerraths malte, so brachten sie keinen Trost in H--ns Seele Ihm ahndete ganz etwas anders, und er getrauete sich kaum, seinem Freunde zu antworten, daß er gerne in sein Glück willigte. Daß das Schicksal dem etwas in den Weg legen würde, stand mit Riesengröße für seiner Seele, und er fühlte einen stärkern Trieb, als jemals,

sich von der Schuld bey dem Kammerrath loszumachen.

Einer seiner Lehrer war ihm besonders gewogen, er hatte sich diesem schon in manchen Stücken anvertrauet, und er säumte nicht es auch jetzt zu thun. Er schüttete die ganze Last seines Kummers vor ihn aus, malte ihm seine Unzufriedenheit, so lange er der Schuldner seines Feindes seyn müßte, und brachte so viel edle Gründe in dem Andenken an seine verehrungswerthen Eltern, in der Liebe zu seiner Schwester, in der Schilderung des Karakters des Kammeraths vor, daß der Lehrer sah, es wäre edle, gute Absicht.

Wenn es ihnen, sagte er, blos um eine Versorgung zu thun ist, so habe ich eine für sie. Aller Anfang ist schwer. Sie wirft so viel ab, daß sie völlig leben können, und Oekonomie und Fleiß können es auch dahin bringen, daß sie etwas ersparen können.

Freude glänzte in des H--ns Augen. Er warf sich seinem Lehrer zu Füssen. Dank, tausend Dank, theurer, edler, treflicher Mann! Geben sie mir diese Stelle. Mein Fleiß soll unübertrefbar, meine Sparsamkeit nachahmenswerth seyn.

Seyn sie nicht voreilig, sagte der Lehrer. Ich glaubte, an ihnen viel Vorliebe für ihr Vaterland bemerkt zu haben. Noch mehr, sie sind ein Freund sanfter, schöner Gegenden. Die Stimmung ihres Herzens hängt gewissermassen davon ab, und ich

sah sie in unsern öden Gegenden oft mit Furchen auf der Stirne, die sich verlohren, wenn sie entzückt an die Gegenden ihres Vaterlands dachten, und sie sich zurückriefen. Der Ort, wohin sie kommen sollen, ist entfernt. Er hat traurige Gegenden. Das tobende, grillenschwangre, fürchterliche Meer, ist der Nachbar desselben. Ihr Herz und Auftritte desselben möchten nicht stimmen.

Aber, es wird eine Zeit kommen, wo ich wiederkehren werde, sagte der Jüngling, und die Jahre dort werden durch Arbeit und den Gedanken der Erfüllung meines Zwecks sich verkürzen.

So bin ichs zufrieden, erwiederte ihm der Lehrer, und in wenig Wochen, war H--n an dem Orte seiner Bestimmung. Er wurde Lehrer an einer öffentlichen Schule. Er schrieb an seinen Freund, und schickte den Rest seines ersparten Geldes dem Kammerrath auf Abschlag zurück.

Seiner Schwester konnte er nicht schreiben. Daß sie ihm nicht geantwortet, hatte ihn ganz von ihr losgerissen. So heftig seine Liebe zu ihr gewesen war, so war jetzt jeder Gedanke an ihr ein Dolchstich für ihn. Er haßte sie nicht, aber es schmerzte ihn, daß sie ihn vernachläßigte, und so oft er die Feder in die Hand nahm, um an sie zu schreiben, flüsterte es ihm aus dem Herzen zu? Sie ist nicht mehr, was sie war; dann konnte er nicht warm und innig schreiben, und kalt und gleichgültig schreiben wollte er nicht.

Aber, das Bild getrennter Geschwisterliebe verfolgte ihn auf der ganzen Reise, und machte ihn schon da mismuthig. Eine obschon kurze, doch sehr beschwerliche Seereise, wirkte auf seinen Gesundheitszustand und halb hypochondrisch kam er schon in R* an, fand in ihn den Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, aber nicht den geselligen Mann, und man bedauerte das, denn man hatte den reifen Grundsatz, daß Geselligkeit mit zur Erziehungsgabe erfodert werde.

Hätte H--n nicht die beschwerliche Seereise gemacht, wäre er mit seiner Schwester einig geblieben, so würde er in allen den Menschen, die mit ihm umzugehen, und ihn gesellig zu machen suchten, Freunde und wahre Menschen angetroffen haben. So aber hatte er schon widrige Ideen gegen die Menschheit gefaßt, und da man ihm das merken ließ, man wünschte, er möchte um sein selbst und anderer willen gefälliger werden, so suchte er hierinn einen Vorsatz, ihn zu untergraben, und von seinem Studieren abzulenken, um einen weniger furchtbaren Mitkollegen an ihn zu haben.

Dies bewog ihn, sich, anstatt sich auszubreiten, immer mehr und mehr einzuschränken, und die Einsamkeit trug zu Vermehrung seiner Grillen bey. Auch in Ansehung seines Fleißes fand er hier nicht die Hilfsmittel, die er in G. gehabt hatte, und er sah, daß er mit seinen Kenntnissen stehen bleiben mußte. Theurung und Nothwendigkeit verschiedener

kostspieligen Ausgaben ließen ihn auch in Ansehung der Ersparniß keinen Fortgang hoffen. Jeder seiner Zwecke war also verfehlt, und seine Gedanken verlohren sich in dem Chaos der Unmöglichkeit sich herauszureissen. Wollte er einmal sich durch die Schönheit der Natur schadlos halten, so bot diese ihm nichts als öde Gegenstände dar, die er gegen die Schönheiten seines Vaterlandes für Wüsteneyen hielt. Was auch wirklich noch schön war, kam ihm nicht so vor, weil er von jenen Vorstellungen erfüllt war. Die stürmende See brachte Schrecken in seine Seele, und die ruhige vermogte jene Vorstellungen nicht zu verlöschen. Kurz, er war unglücklich, wo er gieng und stund, und alle Untersuchungen seines Zustandes und der beste Wille ihn zu bessern, wirkten nichts.

Du mußt hier weg, sagte er oft, du mußt von dem Orte, der dich zur Verzweiflung bringen wird. Fort! Fort! in die Thäler deines Vaterlands, wo die Natur bey Salz und Brod dir doch Heiterkeit in deine Seele giessen wird.

Der Gedanke konnte ihn noch zuweilen erheben, allein auch nicht länger, als bis er die See erblickte. Und dem fürchterlichen Elemente, sagte er dann, mußt du dich wieder anvertrauen? Nimmehr, nimmermehr kann das geschehen. Ich fühls, ich fühle die Ahndung davon, daß es mich verschlingen wird. Ich mag mit diesem verrätherischen Elemente nichts zu thun haben.

Er überlegte hernach, was ihm die Reise zu Lande kosten würde, und ein Strahl der Wonne kam wieder in seine Seele, da er fand, daß, so beschwerlich und kostbar sie wäre, er sie doch durchsetzen könnte. Er war im Begriff, seinen Dienst niederzulegen, und zu seinem lieben Lehrer zurückzukehren, als er von seinem Freunde, dem Sohne des Kammerraths, folgenden Brief erhielt:

Theurer H—n!

„Wir sind betrogen, schändlich hintergangen, Du hast recht gehabt. O, Gott! daß ichs von meinem Namen sagen muß: Er ist ein schlechter Mann. Ich liebte deine Schwester so unaussprechlich — Seeligkeit wärs mir gewesen, sie mein Weib zu nennen, und sie ist — seine Hure. Wenn du dieses liesest, so verbanne sie auf ewig aus deinem Herzen, und aus deinen Gedanken. Sie ist nicht werth, deine Schwester zu seyn. Meine Augen haben mich davon überzeugt. Ich will bey keinen Vater bleiben, der so handelt. Ich reise morgen nach Holland, und von da nach Indien. Ich mag nichts von seiner Liebe wissen, denn er liebte mich nie. Ich will nichts von einem Vermögen, das Betrug zusammenscharrte, denn es würde mir unter meinen Händen verschwinden. Ich nehme mit dem Bilde deiner Schwester alles mit, was mir theuer war, aber mit dem Andenken an sie, Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht. Wenn du

dort glücklich bist, so bekümmere dich nicht um dein Vaterland, denn es hat schlechte Bewohner. Lebe wohl auf ewig."

L*

Mit diesem Briefe waren also alle Hofnungen, Aussichten des jungen H--n verscheucht. Er war losgerissen von allen Freuden, von seiner Schwester, von seinem Freunde. Er fühlte, Schwermuth würde ihn bald untüchtig zu seinem Amte machen, und was blieb ihm dann übrig. Jene Anlage zur Schwermuth nahm also volle Ueberhand. In einem drückenden Anfall derselben, machte er den Versuch sich zu erhängen. Er hieng wirklich schon, als man dazu kam, und ihn rettete.

Hierbey ist der Umstand nicht zu vergessen, daß er in das Haus eines Geistlichen gezogen war, der zu nichts weniger taugte, als einen schwermüthigen Mann aufzuheitern. Welcher Mann kann wider seine Fehler so streiten, daß sie zu Tugenden werden! Er konnte es nicht gut vertragen, wenn jemand neben ihn glänzte und des jungen H--ns Kenntnisse wurden allgemein bewundert.

Er war es selbst, der ihn rettete, und bey dieser Rettung hielt er ihm eine derbe Strafpredigt. Das war der Weg wohl nicht, ihn umzulenken. H--n mußte noch denselben Tag Stunden geben. Seine Zöglinge bemerkten seine Bestürzung. Er hatte den Hals, wo der Strick stark eingeschnitten, verbunden, und gab Zahnschmerzen vor. Sein

Auge aber war wild, und seine Schüler baten ihn selbst, seiner Gesundheit zu schonen, weil er krank seyn müße. Er sagte ihnen nichts, aber er schloß seine Stunde mit Thränen in den Augen.

Da seine Schwermuth den höchsten Grad erreicht, so wiederholte er seinen Versuch in der folgenden Nacht, und er glückte ihm. Am Morgen wurde Lerm darüber. Der Geistliche mußte viel verdiente Vorwürfe ertragen. Die grausame Gewohnheit war noch an dem Orte, daß man solche Unglückliche für unehrlich hielt. Er wurde also hinausgeschlept, am Richtorte begraben, und sonderbar wars, daß seine besten Sachen weg waren, wovon man auch keine Spur entdeckte.

Ruhe sey mit seiner Asche an unheiliger Stätte. Gott kann sie heiligen.

Drey auf einmal, der vierte war klüger.

Ich habe mein Leben satt, ließ sich in Liefland einer der Gäste in einem Weinhause aus, und wenn ich nur nicht allein zu gehen brauchte, ich gienge.

Niemand antwortete ihm, und er verließ die Materie, und mengte sich in andere Gespräche. Die Gesellschaft verminderte sich und gieng nach und nach auseinander.

Zwey davon waren geblieben. Wie der letzte ohne sie fort war, sagten sie zu dem Lebensmüden: Mein Herr! war das ihr Ernst, daß sie aus der Welt gehen wollen?

Allerdings, meine Herren, erwiederte er — Aussserdem, daß ich nie eine Unwahrheit sage, pflege ich auch ein gegebenes Wort nie zurückzunehmen.

Wohl, sagten jene. Sie haben Gesellschaft, und wir gehen mit ihnen.

Warum das? meine Herren, ich pflege nichts ohne zureichenden Grund zu thun, noch vielweniger andere in etwas zu bestärken, was keinen zureichenden Grund hat.

Wir haben Schulden, die uns drücken, können sie nicht bezahlen, haben keine einzige Aussicht ehrlich in der Welt durchzukommen, weil wir zu keinen Spizbübereyen unsre Zuflucht nehmen wollen. Die Leute, die bey unserem Tode zu kurz kommen, haben so viel schon rauhlich an uns gewonnen.

Ich habe, sagte der eine, in Spaa einmal das Glück gehabt, eine große Bank zu sprengen. Gauner nahmen mich gleich in Beschlag — spielten mit mir Tete a Tete. Ich verlohr in kurzem alles, und ansehnliche Summen auf Wechsel. Die kann ich nicht bezahlen.

Ich, sagte der andere, war in Kriegsdiensten, hatte mich tapfer gehalten, und ein anderer trug den Lohn davon. Ich hatte mir Hofnung zum Avanzement, und darauf schon Schulden gemacht.

Wie ich am Ziele zu seyn glaubte, wurde mir ein junger Baron, der noch kein Pulver gerochen, vorgezogen. Ich quittirte, ohne zu wissen, wovon zu leben. Nachher fiel mirs erst ein. Ich lebte wie ich konnte, bin viel schuldig, hätte Credit genug, um noch mehr schuldig zu werden, allein, ich weis, ich kann nie bezahlen. Also will ich lieber aus der Welt gehen, als noch mehrere anführen.

Messieurs, sagte der Anfänger, ich muß sie und ihren Entschluß bewundern. Könnte ich Ihnen helfen, so wollte ich ihnen selbst die schöne That ausreden suchen, aber so habe ich gerade noch so viel, als zu einem recht artigen Schmause gehört, den geb ich ihnen, und in der letzten Bouteille Wein, nehmen wir die Unsterblichkeit zu uns.

Bravo, riefen alle, das ist herrlich.

Der Tag wurde verabredet, festgesetzt. Der Unternehmer besorgte sein Abendessen, und ließ auftragen, was nur gutes zu haben war. Weine aller Art waren nicht gespart, und eine Flasche wurde tüchtig mit Arsenik gewürzt, und zurückgesetzt.

Mittlerweile, daß diese Veranstaltungen getroffen wurden, stießen die beyden schuldenreichen Kompetenten des Todes auf einen Jüngling, der durch eine fehlgeschlagene Liebe halb schwermüthig geworden. Sie trafen ihn in einem Hause der Freude, in dem sie der Wollust ihren lezten Zoll brachten. Er hatte sich auch dahin begeben, um sich für verschmähte Zärtlichkeit schadlos zu halten. Aber, er

fand Eckel statt froher Stunden, die er suchte. Wie sie sich mit ihm in ein Gespräch einließen, fanden sie ihn nicht ungeschickt, und nicht ungeneigt, den vierten Mann in ihrem Zirkel abzugeben. Sie brauchten in dem Zustande, in dem er war, nicht gar zu viel Ueberredungsgründe. Sie betäubten ihn, er sagte ihnen die Parthie zu, und gieng auch gleich mit ihnen.

Man setzte sich bey der Ankunft gleich zur Tafel. Der Unternehmer des Ganzen war äußerst aufgeräumt, und artig. Er fieng an, eine sehr lange Rede über seinen Entschluß, dies Leben zu verlassen, zu halten.

„Ich bin, sagte er unter andern, durch so viel verschiedene Lebensarten durchgegangen, daß ich nicht glaube, daß noch eine übrig ist. Ich habe in allen erfahren, daß der Mensch ein elendes leidendes Geschöpf ist, daß er für seine eigne Glückseligkeit auf keine andere Art etwas beyzutragen vermag, als dadurch, daß er andere glücklich machte. Dies kann der eine auf die eine, der andere auf eine andere Art. Ich für meine Person konnte dies auf keine andere Art, als durch mein Vermögen.“

„Ich habe hierin gethan, was in meinen Kräften stand. Wer mir ziemlich wahrscheinlich bewies, eine Summe könne sein Glück machen, dem gab ich sie. Natürlich schmolzen meine Gelder dadurch zusammen. Ich bin fertig, und sehe nun keine Möglichkeit mehr einem anderen zu dienen. Mich selbst

könnte ich allenfalls mit Arbeit durch die Welt bringen, aber ausser dem, daß mich das entsetzlich geniren würde, so glaube ich gar nicht, daß der Mensch um seiner selbst willen da ist."

Der letzte Kandidat fiel hier dem ältesten in die Rede.

Gerade das, mein Herr, ist der Punkt, den ich ihnen widerstreiten muß. Wäre der Mensch um anderer Menschen willen in der Welt, wie sie zu sagen belieben, und durch ihr Leben wirklich dargethan haben, so müßte ich allerdings noch in der Welt bleiben. Weil ich aber glaube, daß der Mensch nur für sich in der Welt lebt, und ich nur für mich gelebt habe, und für mich keine Freude mehr am Leben finde, so gehe ich.

Darum, mein Freund, erwiederte der erste, sind die Gedanken der Menschen verschieden, und jeder handelt nach dem seinigen. Darum muß kein einziger Proselyten machen wollen. Sie sterben nach ihrem System, ich nach dem meinigen.

Es wurde hierauf noch viel von der Nichtigkeit des Lebens gesprochen, es wurden alte und neue Geschichten hervorgesucht, die den Selbstmord vertheidigten, wobey der neue Kandidat mehrentheils still, und nachdenkend blieb. Wenn zuweilen etwas von Gründen aufs Tapet kam, was die Nutzbarkeit des Lebens für andere Menschen zum Gegenstande hatte, so widersprach er allemal, und be-

hauptete,

behauptete, man sey nicht gebunden, für andere da zu seyn, ja er wurde einigemal verdrüßlich, wenn ihm die Philosophie des Wirths zu stark und wirksam schien.

Man hatte sich ziemlich benebelt, man hatte tausenderley Dummes und Kluges durcheinander gesprochen, man war an die vorletzte Flasche gekommen, und auf ein glückliches Wiedersehen wurde diese von allen mit Standhaftigkeit und keinem wenigstens merklichen Wanken ausgetrunken.

Jezt hatte der Wirth die letzte. In dieser, meine Herren, sprach er, ruhet Unsterblichkeit, der wir bald theilhaftig seyn werden. Dies ist die schöne Panaze, die dem Leidenden sein Leid, dem Kranken seine Schmerzen vergessen machen kann. Sie erinnert uns daran, daß wir frey sind, ist dem Sklaven Freyheit, dem Armen Gold, dem Unruhigen Ruhe, dem Unglücklichen Glück.

Er theilte die Flasche in vier gleiche Theile ein, ergrief hierauf sein Glas und sagte:

Ich gehe ruhig und gern. Ich hatte vom Himmel Reichthum empfangen, um diese seine Gabe zu vertheilen. Das that ich nach bestem Wissen und Gewissen. Ich wurde in diese Welt gesezt, um unter den Menschen für sie zu leben. Ich thats. Ich kann nun nicht mehr für sie leben. Ich nehme meinen Abschied. Ich wähne, ich bin für einen andern Erdball bestimmt. Ich gedenke des morgenden Tages, denke, es könne irgend ein Unglücklicher, die zu

mir zu kommen gewohnt sind, bey mir erscheinen, und mich um Hilfe ansprechen, und ich würde verzweifeln, wenn ich sie ihm nicht geben könnte. So hoffe ich morgen in einer Sphäre zu seyn, wo ich wieder wohlthun kann.

Er leerte hierauf sein Glas bis auf den letzten Tropfen.

Jetzt ergriffen die beyden andern ihre Gläser. Wir haben all die Philosophie nicht nöthig, sagten sie. Wir sehen morgen der nehmlichen Menge von Mahnenden entgegen, die uns heute früh bestürmten, und die wir nur mit Mühe von unsern Zimmern brachten. Wir wußten also nicht, was uns abhalten sollte, uns diesem Uebel zu entziehen. Wir glauben an Prädestination, und unsere Bestimmung wars, hier auf dieser Stelle unserm Leben ein Ende zu machen. Beyde leerten das Glas ohne Schaudern.

Jetzt war die Reihe an dem vierten Kandidaten. Er hatte das Glas in der Hand, und sahe durch dasselbe ins Licht. Dann setzte er es nieder.

Sie haben mir die Ehre erwiesen, meine Herren, fieng er an, mich in ihre Gesellschaft zu ziehen, und ich danke ihnen davor. Sie haben mich mit dem Tode durch ihre Unterhaltungen bekannter gemacht, als ich vormals mit ihm war. Ich wünschte mir ihn seit einiger Zeit aus Ueberdruß des Lebens. Ich sah jetzt ein, daß das ein thörichter Wunsch von mir war. Ich hätte mir nicht den Tod, ich hätte mir Standhaftigkeit zum Tode wünschen sollen. Mein Wunsch ist erhört, ich habe von

ihnen allen diese seltene Kunst gelernt. Die Gründe, meine Herren, aus denen sie diese Welt verlassen, vermag ich nicht zu tadeln, denn jeder kann nur Richter über sich selbst seyn. Aus denselben Gründen verlasse ich aber die Welt nicht. Ich habe Geld genug, um Gutes zu thun. Schuldig bin ich keinem Menschen einen rothen Heller. Ich muß also diesen Trank, den sie Unsterblichkeit zu nennen belieben, und der so schön goldgelb in diesem Pokal scheint, aus andern Ursachen nehmen. Des Herrn Philosophie dort hatte mich ein wenig irre gemacht, und in der That verdiente sie wohl, daß ich mich in meinen Verhältnissen gegen dieselbe ein wenig damit beschäftigte. Ich hinterlasse ein großes Vermögen, und zwey Brüder, die sehr liederlich sind, nicht allein mit Schmerzen auf mein Absterben hoffen, sondern sich auch schon vorgenommen haben, meinen Reichthum tapfer durch die Gurgel zu jagen.

Jetzt fieng das Gift schon bey den dreyen zu wirken. — Einer der Schuldenreichen bat ihn mit verzerrtem Gesichte, seiner Rede ein Ende zu machen, weil es ihm sonst schmerzhaft fallen würde, allein nach ihrem Tode übrig zu seyn, und zu leiden.

Ich habe nur noch wenige Worte übrig, meine Herren, fuhr er fort. Ich habe außerdem, was ich ihnen schon zu sagen die Ehre hatte, noch niemals einen Sterbenden gesehen. Sie verhelfen mir jetzt auch hierzu. Ich muß ihnen aber sagen, daß die Vorbereitungen zu ihrem Tode mir gar nicht gefal-

len. Wenn ich nur mich unter einem solchen Anblick denke, wie ich sie jetzt sehe, so schaudre ich davor. Ich finde, daß ich ein Thor war, mich auf etwas einzulassen, womit ich noch nicht bekannt war. Ich finde, daß ich mich so schlecht in ihre Gesellschaft schicke, daß ich sie um Verzeihung bitten muß, daß ich mich zum vierten Mann anheischig machte. Ich wünsche ihnen die glücklichste, beste Reise von der Welt, und daß sie dort alle so plazirt werden mögen, wie es ihr eigener Wunsch ist.

Er stand auf, und empfahl sich —

Aber, riefen die beyden, die ihn mitgenommen, ihm zu, haben sie nicht bey einem Hundsfott versprochen, mitzugehen —

Wenns der Mühe verlohnte, mich noch mit ihnen zu schlagen, meine Herren, erwiederte er, so sollte das geschehen, aber in ihren Umständen kann ich ihnen keine Revange geben.

Sie versuchten beyde noch aufzustehen, und ihm nachzugehen, aber vergebens.

So verließ ich sie, sprach er zu mir, und setzte nur hinzu, der dritte, der dem Tode schon näher gewesen, als die beyden, habe durch Nicken seinen Beyfall zu erkennen gegeben.

* * *

Man darf keineswegs an der Wahrheit dieser Geschichte zweifeln. Sie hat sich wirklich zugetragen, und wenn sie schon einen Anstrich vom Komi-

schen hat, so ist sie, von einer andern Seite betrachtet, traurig genug.

Wehe dem Menschen, mit dem es so weit kömmt, daß er gegen das Leben gleichgültig wird. Das ist ein gewisser Beweis, daß er sich nie um den Werth desselben bekümmert hat. Gar nicht von der Zukunft, sondern nur vom Gegenwärtigen zu reden, heißt es allerdings seine Würde sich selbst geraubt, wenn man glaubt, man sey ein Nul in der Schöpfung, da man das edelste Geschöpf derselben ist, wenn man so gelebt hat, daß sich kein Mensch mehr um einen bekümmert.

Auch der erste, der Philosoph, der so gut gewirthschaftet zu haben, und mit vielem Rechte zu sterben glaubte, war gewiß äußerst bedauernswürdig. Ein gutes Herz hat er verschleudert, und das war mehr, als die Glücksgüter, die ihm der Himmel zufallen lassen. Konnte er nicht eben durch dieses gute Herz andere auf den Weg bringen, Gutes zu thun. Wußte er, wie weit sein Bestimmungskreis sich ausdehnte.

Der junge Mensch, der sich vom Untergange gerettet, hatte vorher sehr leichtsinnig über alle Dinge gedacht. Dieser Zufall machte ihn aufmerksam. Er sagte, es stünden ihm bey jeder Handlung die verzerrten Gesichter vor Augen, und er hätte sich seit der Zeit noch nicht entschließen können, etwas zu thun, wovon er auch nur den kleinsten inneren Vorwurf gefühlt. Dieß gehe so weit,

daß er sich lieber in Gesellschaften lächerlich mache, als verschiedenen Ausschweifungen Gehör gäbe.

Und wenn wirklich, meinte er, Todte aus Gräbern aufgestanden wären, und ihm gepredigt hätten, so hätte das nicht die Wirkung thun können, die der Anblick der drey Sterbenden gemacht. Er sey nachher oft an Sterbebetten gewesen, und habe Menschen an Krankheiten sterben sehen, aber das sey ein sanfter Tod gewesen. Er finde es äußerst abgeschmackt, daß der Mensch sich der Vorbereitung zum Tode, die die Natur in ihm hervorbringe, und ihn denselben dadurch erträglicher mache, entziehen wolle.

Hauptmann S*,

Selbstmörder aus Gefühl ihm geschehenen Unrechts.

Unter einer monarchischen Regierung, deren Zepter schon oft das schöne Geschlecht in Händen hatte, kömmt das Leben eines Selbstmörders vor, dessen Handlung wohl einzig in der Welt ist. Wenigstens wüßte ich mich keiner ähnlichen Geschichte zu entsinnen, die unter den Umständen dieselbe gewesen.

Hauptmann S*, so wollen wir den Mann nennen, der uns den Stoff zu dieser Geschichte gab, hatte lange brav und redlich gedient, als sein Vater, der auf einem sehr schönen Gute lebte, starb. Hauptmann S* war mit seinem Vater wegen ihrer

verschiedenen Denkungsarten nicht ganz einig gewesen. Ein Großer des Hofes, der nahe bey diesem Gute seine Besitzungen hatte, fand, daß ihm dieses Gut gelegen war, und hatte lange mit dem Vater des Hauptmanns in Unterhandlung gestanden, um es zu kaufen. Bey seinem Leben hatte es der Alte nicht abgetreten, aber kurz vor seinem Tode schloß er noch den Handel, und verkaufte es dem Grafen, so wie es stand und lag für eine ansehnliche Summe. Er setzte seinem Sohne einen Bevollmächtigten, der das Geld in Empfang nehmen mußte, und von allem diesem erfuhr der Sohn ehe nichts, als bey der Nachricht von dem Absterben seines Vaters, da er denn befragt wurde, ob er das Geld an den Ort seines Aufenthalts haben, oder selbst kommen wollte, es in Empfang zu nehmen.

Der Hauptmann erschrack über diese erhaltenen Nachrichten nicht wenig, schrieb dem Bevollmächtigten, daß er nicht Geld, sondern sein Gut, welches ein Familiengut sey, haben wolle, daß er es auf der Stelle reklamiren möchte, und suchte zugleich um seinen Abschied an.

Der Bevollmächtigte war eine Kreatur des Großen, und also war es natürlich, daß dieser den Brief sogleich zu lesen bekam. Er wurde auf der Stelle kaßirt, das Gut nicht reklamirt, und der Abschied dem Hauptmann so schwer gemacht, daß ein Jahr und sechs Wochen verliefen, ehe er ausgefertiget wurde.

Wie ihn der Hauptmann endlich bekam, rief er aus: Gottlob! nun soll die Chikane bald ein Ende haben. Wie erschrack er aber, als er bey seiner Zurückkunft sein Gut noch nicht reklamirt fand. Er stellte den Bevollmächtigten zur Rede, der mit der dreistesten Frechheit ihm ins Gesicht behauptete, in seinem Briefe habe nichts von Reklamiren gestanden, und, ohne im geringsten verlegen zu werden, hinzu setzte, er würde den Brief aufsuchen, und ihn thätlich davon überzeugen.

War ich denn damals blind oder verrückt, sagte der Hauptmann, der nicht gewohnt war, irgend jemanden Lügen zu strafen, als ich schrieb. Ich wollte meine Seligkeit verschwören, daß ichs geschrieben hätte. Thut aber nichts. Mein Gut soll mir wohl werden.

Der Bevollmächtigte, der von dem Großen gestimmt war, suchte alles hervor, ihn zu bewegen, daß er doch lieber die ansehnliche Geldsumme, vor welche er das schönste Gut kaufen könnte, annehmen möchte, aber vergebens.

Nein, erwiederte der Hauptmann, ich will auf dem Gute meiner Väter leben und sterben. Es war der einzige Wunsch meines Lebens, der einzige Trost in allen Bekümmernissen, die mich trafen, ich habe mir ein Paradies darinn gedacht, und habe geglaubt, nun zu dessen Besitz zu kommen. Und mir sollte das einer nehmen, der der Güter, der Besitzungen für sich genug hat. Nimmermehr! und sollte ich alles daran wenden, und hätte ich auch nicht meine

einzige selige Hoffnung auf den Besitz dieses Guts gesetzt, so wäre es Pflicht, diesen Hyänen einmal zu zeigen, daß sie nicht alles verschlingen können, was ihnen ansteht. Kann der reiche Mann des Armen einziges Schäfchen nicht verschonen?

Dieß alles erfuhr der Große aufs schnellste wieder, und als der Hauptmann zu ihm kam, um seinen Vortrag zu machen, war er schon vorbereitet. Dieser fand alle Zimmer seines Landhauses so verwandelt, daß er es kaum mehr kannte, und seufzte darüber.

Ich will ihnen keine Vorwürfe machen, sagte er zum neuen Besitzer. Sie wünschten und wandten alles an, ihre Wünsche zu befriedigen; allein ich glaube, sie werden auch der Billigkeit Gehör geben. Mein Wunsch war immer, hier zu leben und zu sterben. Meine einzige Freude war die Aussicht auf hieher. Die Zurückerinnerung an glückliche Kinderjahre sollte mit den Freuden des gesetzten Alters hier abwechseln. Ich kenne kein Glück als dieses; ich habe keinen Zweck als diesen. Ein glückliches Jahr hier als in meinem Eigenthum verlebt, wiegt mir ein Menschenalter voll Zerstreuungen auf. Meiner Väter Feld zu bauen, und mich davon zu nähren, das ist eine Aussicht, um die mich Könige beneiden könnten, wenn sie wüßten, wie so ganz glücklich sie mich machte. Ich habe mir bey jedem Baum neue Süßigkeiten geträumt. Jedes Grasplätzchen erinnert mich an irgend eine glückliche Stunde, und in der Veränderung, die mir alles

hier gewähren wird, steckt mein Himmel. Den werden sie mir nicht rauben. Ich habe die nächsten Rechte an diesem Glück.

Ich bedaure es, sagte der Große, daß ich die Wirkungen einer so glücklichen Einbildungskraft habe stören müssen — hätte ich das alles gewußt, so hätte ich es nicht gethan — Es ist jetzt zu spät. Wenn sie auch im Besitze wären, sie würden wenig mehr vom Alten finden. Sie sehen, ich habe alles hier geändert, und so ists auch mit den Ländereyen gegangen. Sie würden wenig Bäume mehr auf ihrem Flecke, wenig Grasplätzchen mehr als Wiese finden. Jeder hat so seinen Geschmack.

Sehr traurig, daß dieser ihr Geschmack gerade mein Familiengut getroffen, daß sie zerreißen mußten, was Jahrhunderte baueten. Was sie von meiner Seligkeit zerstört haben, das will ich ihnen vergeben, denn sie wußten nichts von meiner Anhänglichkeit. Lassen sie meine Sorge seyn, das wieder in die alte Lage zu bringen. Aber von nun an halten sie ein. Ich zahle ihnen alles, was sie verbessert haben wollen, und fordere mein Familiengut nach aller Form Rechtens zurück.

„Zu spät, mein Schatz — Zu spät, mein Herzensfreund.“

Zu spät? Wenn ist es zu spät, Unrecht wieder gut zu machen? Wenn zu spät, Billigkeit zu üben? Wenn zu spät, den Unglücklichen glücklich zu machen?

„Deklamiren sie nicht so viel, Bester! Es hilft ja nichts.“

Nichts helfen soll es, wenn der Unterdrückte seine Stimme erhebt? Herr! sie sind nicht allein Mensch, sie sind fast immer Richter. Wenn sie taub seyn wollen, Gott bewahre, wo sollen wir denn Gerechtigkeit hernehmen? Hören sie mich, lassen sie den Weg dee Güte sich lenken. Recht muß mir doch werden, denn ich biete Himmel und Erde dafür auf.

„Und Himmel und Erde werden ihnen nicht Recht geben können. Ihr Recht ist verjährt —"

Freylich! So seyd ihr — bey euch kann wohl auch Menschlichkeit verjähren — Herr! sie haben falsch gerechnet. Mein Archiv soll ihnen beweisen, daß sie Unrecht haben. Bey unsern Familienverträgen findet keine Verjährung Statt. Führen sie mich ins Archiv.

„Das ist eins meiner Staatszimmer geworden. Ihre Papiere sind aber zusammen aufgehoben."

Er führte den Hauptmann dahin, wo er schon alles durchgesehen hatte, und der Hauptmann fand nicht, was er suchte. Ja, sagte er, hier hat man Papiere unterschlagen —

Nicht noch einmal eine solche Beschuldigung, erwiederte der Große, oder sie werden mein Gefangener seyn. Das ist alles, was ich fand —

Der Hauptmann besann sich etwas — Wohl, sagte er, es wäre das genug, wenn ichs mit billigen Leuten zu thun hätte, aber wo sie am Ruder sind, da kann ich nichts erwarten.

Kalt und fühllos bat in der Große, alle Beleidigungen wegzulassen.

Der Hauptmann frug noch einmal bittend und rührend, ob er nichts von seiner Nachsicht zu erwarten habe?

Nach meinen gemachten Veränderungen, war die Antwort, ist ihr Gut mir jetzt so lieb, als es ihnen ehedem war. Also urtheilen sie selbst, was ich thun kann.

Der Hauptmann nahm jetzt still seinen Abschied und seine Papiere, die einzigen Ueberbleibsel seines herrlichen Gutes mit sich. Das ist alles, was ich gerettet habe, sprach er zu seinem Bevollmächtigten. Allein es fehlen mir noch wichtige Papiere.

Das muß wohl seyn, erwiederte dieser —

„Ja, ich weis mich zu entsinnen —“

So — Wußten sie vielleicht, wo sie wären. Der Minister hat mich oft darnach gefragt, denn er meynte auch, es müßte das Wichtigste fehlen, und er hätte sie gern gehabt —

„Hätte er sie gern gehabt? das glaub ich, ich hätte sie auch gern —“

Bey diesen Worten packte der Hauptmann die Schriften zusammen, und bat den Bevollmächtigten, sich inskünftige zu hüten, zweyen Herren zugleich zu dienen, denn ohne seine Beyhülfe könne der Minister ja unmöglich wissen, daß das Wichtigste fehle. Wenigstens danke er ihm, daß er sich versprochen, und ihm die Augen geöffnet.

Der Hauptmann reiste nun zur Hauptstadt, und machte da den Prozeß gegen den Minister anhängig. Jedermann versprach ihm schlecht Glück. Er verlangte eine Audienz bey der Monarchinn, die er auch erhielt. Sie empfieng ihn sehr gnädig, erinnerte sich seiner Dienste, wünschte, daß er sie fortgesetzt haben möchte, und versprach, was seinen Prozeß beträfe, die strengste Gerechtigkeit anzubefehlen.

Mehr wollte der Hauptmann nicht. Der Prozeß wurde anhängig, und von beyden Seiten hitzig geführt. Aber des Klägers Beweise reichten nicht hin. Die versäumte Rückforderungszeit schlug ihn nieder, und das erste Urtheil fiel schlecht aus. Er sah, er hatte andere Dokumente nöthig, er wußte, wo sie waren, und konnte ihrer nicht habhaft werden. Der Bevollmächtigte hatte jenen Brief, der ihn hätte retten können, abgeschworen.

Er verlangte, man solle ihn ins Archiv des Schlosses lassen, um zu untersuchen, ob seine fehlende Dokumente nicht irgendwo verborgen wären. Dagegen protestirte der Minister, und behauptete, er sey nicht berechtiget, den Eingang in eines andern Eigenthum zu fordern. Wüßte er verborgene Oerter, so könne er sie angeben, und man wolle suchen. Aber das wollte der Hauptmann eben nicht, denn er wußte zu gut, daß man sie in einem solchen Falle vernichten würde.

Er sann also auf einen andern Ausweg. Er hatte noch einen einzigen Busenfreund, der von Jugend

auf bey ihm gewesen war, und sich nun von ohngefähr wieder zu ihm fand. Da ihn niemand mehr kannte, so instruirte er ihn, was er zu thun und zu lassen habe, gab ihm Nachricht von dem verborgenen Schrank, und ließ ihn, als Haushofmeister Dienste beym Minister suchen.

Der Minister nahm ihn an, so wie er aber gewohnt war, seine Leute im Anfange genau zu beobachten, so bemerkte er, daß dieser Mensch das Archivzimmer mehr als die übrigen besuchte, und sich immer darinn zu schaffen machte. Er schöpfte Verdacht, und ließ ihn beobachten.

Die Zeit wurde gut genug gewählt. Der Minister war verreiset, als der Haushofmeister sein Tempo ersah, und die Dokumente glücklich erwischte. Aber er hatte nicht gesehen, daß ein Kind des Ministers auf ihn Acht hatte, welches den Vorfall der Mutter erzählte, die, laut der Ordre, die sie hatte, gleich einen Kourier abfertigte. Indessen hatte jener, ehe der Minister ankam, schon eine Abschrift davon genommen. Kaum war dieser aber auch im Hause, als ihm die Originale abgenommen, und er sogleich schimpflich fortgeschickt. Er konnte dem Hauptmann nur die Abschriften geben, aber auch diese waren ihm angenehm, und wie hätte er auch glauben können, daß sie ihm zu nichts helfen würden.

Zu spät bemerkte der Minister, daß wirklich Abschriften gemacht waren, und jetzt nahm er sich vor, ehe er aufs Aeußerste gieng, noch einen Weg zu wählen, wodurch er vielleicht die Sache beyle-

gen, wo nicht, sich doch wenigstens bey seiner ungerechten Sache für allen üblen Folgen sicher stellen könnte.

Er gieng nämlich zur Monarchinn selbst, stellte ihr seine Sache, als höchst rechtmäßig vor, sagte, er könne mit Ehren nicht zurückgehen, zeigte aber für des Hauptmanns Lage, obwohl sein Eigensinn daran Schuld war, so viel Theilnehmung, daß sie ihn nur bat zu sagen, was sie für ihn thun könnte. Er verlangte nichts weniger, als ein Regiment für den Hauptmann, und daß die Monarchinn es ihm selbst möchte anbieten lassen, wenn er vom Proceß abstehen sollte.

Dieß geschah. Der Hauptmann wunderte sich, und verlangte wieder Audienz. Er fiel ihr zu Füssen, und bat sie keine Versuchung weiter auf ihn zu richten, um ihn zur Verläugnung seines Rechts zu verleiten. Er sey bereit seinen Kopf zu verlieren, wenn er nicht Recht habe. Er habe es mit einem wichtigen Manne zu thun, aber er hoffe, die Monarchinn werde ohne Ansehen der Person gerecht seyn. Die ihm angebothene Gnade sey ihm theuer, allein verkaufen könnte er das Blut und die Denkungsart seiner Väter nicht. Sie möchte dem Rechtshandel seinen Lauf lassen,

Sie hieß ihn aufstehen. Sie versicherte ihm, sie habe nichts weniger willens, als sein Recht zu kränken. Er solle es ausführen, und solle aber bedenken, daß, wenn er verlöre, sein Starrkopf ihn

zugleich um ihre Gnade brächte. Sie wollte noch einmal auf die strengste Gerechtigkeit dringen.

Der Hauptmann dankte, gieng, und der Prozeß nahm heftiger als vorher seinen Fortgang, der Gutsbesitzer mußte aufs äußerste gehen. Er längnete, daß je solche Dokumente gefunden worden, erklärte die Abschriften als neugeschmiedete Dinge, und konnte leicht den einzigen Zeugen des Hauptmanns den Haushofmeister ungültig machen, da er ihm Privathaß Schuld gab. Er behauptete, der verborgene Schrank sey ihm schon bekannt gewesen, und die Dokumente, die man herausgenommen, beträfen seine eigene Güter.

Kurz, der Hauptmann verlohr durch alle Instanzen, und es war nun unmöglich, daß er je in Besitz seines Eigenthums kommen konnte.

Nein, rief er aus, es giebt auf Erden keine Gerechtigkeit mehr, denn Monarchen nehmen sich der Sachen selbst nicht an, sondern überlassen sie Bösewichtern. Das Schwerd in Schurkenhänden trift, was ihm im Wege ist. Aber mir bleibt noch eine Instanz, und an die will ich appelliren.

Er suchte noch eine Audienz bey der Monarchinn. Sie wurde ihm oft abgeschlagen. Aber er wurde immer ungestümmer. Endlich sagte die Monarchinn zum Minister. Was will der Mann? hatte er denn Unrecht? — „Das hatte er, aber vielleicht will er Gnade" — So soll er kommen.

Der Hauptmann freute sich kindisch. Der Tag erschien. Er trat ins Audienzzimmer.

Was will er von mir, sprach die Monarchinn. Er hat seinen Prozeß verloren.

Ja, Ihro Majestät, erwiederte er. Vor Ihnen, und vor der ganzen Welt. Aber ich habe unschuldig gelitten, und mir bleibt noch eine Instanz. Ich muß an diese appelliren, weil sie ihren Richtern zu viel Gewalt lassen. Ich gehe voran, und zittire sie dahin, um meine Sache zu entscheiden.

Bey diesen Worten zog er ein verborgenes Terzerol, schoß sichs vor den Kopf, und fiel todt zu der Monarchinn Füssen.

Bey Gott! rief sie aus, mit dem Manne muß man nicht redlich umgegangen seyn.

Wilhelm Miuton,

Selbstmörder aus Behaglichkeit.

Der Mann, dessen sonderbare Entschlossenheit hier erzählet wird, lebte in Irland. Es kann seyn, daß seine Geschichte unter andern Rubriken bekannt, und auf andere Art erzählt worden ist, allein dieses soll nach dem authentisch scheinenden Berichte eines meiner Bekannten der wahre Vorfall seyn.

Wilhelm Miuton hatte von seinem Vater ein ziemlich großes Vermögen geerbt. Dieser hatte ihn besonders gelehrt, dem Nächsten wohlthun, sey die Pflicht der Menschheit. Seine Denkungsart war,

man müsse keinem eine Wohlthat abschlagen, wenn man nicht überzeugt wäre, er verdiene sie nicht.

Seine zweyte Tugend war Gastfreyheit. Jeder Freund war ihm willkommen, mit jedem theilte er seinen Bissen, und sein Wahlspruch war: Der Mensch lebe nicht, der nicht fähig sey, andern ihr Leben zu versüßen, und zu ihrem Glücke beyzutragen. Wer das wahre Gefühl der Menschheit hätte, und nicht im Stande wäre, diese Tugenden auszuüben, der müsse aus der Welt gehen.

Unter diesen immerwährenden Predigten war Miuton auferzogen. Aber mit denen ihm beygebrachten Grundsätzen waren die Klugheitsregeln nicht verbunden gewesen, die der Vater doch selbst in seinem Wirkungskreise in Ausübung brachte, und das war der Grund von dem, was Miuton, nachdem er eine Reihe von Jahren als eigener Herr gelebt hatte, wahrnahm.

In diesen Jahren stand seine nicht unansehnliche Kasse jedem Bedrückten offen. Es war sehr leicht, einen Wohlthätigen zu überzeugen, daß man seiner Wohlthat nicht unwerth sey. Es gehörte wenig Redekunst dazu, ihm Schilderungen von gehabten Unglücksfällen zu malen. Miuton glaubte nur gar zu leicht, und gab nur gar zu leicht. Er schenkte dem, der geschenkt haben wollte, borgte dem, der ihn um ein Darlehen ansprach.

Die ganze Welt hielt Miuton für einen Thoren. Die Weiseren, die nicht in seine Begriffe eindringen konnten, weil er sich immer nur mit Handeln, nie

mit Demonstriren beschäftigte, zogen sich von ihm zurück, weil sie keinen Antheil an seinem Ruhme haben wollten, und sich der inneren Vorwürfe darüber schämten. Also umgab ihn ein Schwarm von Heuchlern, die sich alle gegen ihn als Kinder des Lichts verhüllten.

Nie war es Miuton eingefallen, sich nach dem Charakter seiner täglichen Gesellschaft näher zu erkundigen, und nie war auch wohl eine Gesellschaft unter einander einiger gewesen, sich nicht zu verrathen, weil alle gleichen Nutzen hatten, alle eines Gegenstandes bedurften, und alle fanden, daß es wohl möglich wäre, daß ihm leicht etwas die Augen öffnen, ihn ganz ins Licht bringen könnte. Die träge Schläfrigkeit, in welcher er vegetirte, war ihnen also zu erhalten gemeinschaftliche Nothwendigkeit.

In der That war diese auch zu bewundern. Miuton lebte in diesem einigen Einerley, ohne es müde zu werden, ohne einmal den Wunsch in sich gefühlt zu haben, sich daraus zu erheben. Es behagte ihm sehr wohl, wenn bey seinem Aufstehen schon einer seiner Freunde zugegen war, dem er auch ohne Rücksicht auf sich selbst, oder das was er sich schuldig, seine ganze Aufmerksamkeit widmete, ihm, wenn er ihn auch noch so fade unterhalten hatte, für seine Unterhaltung dankte, und wenn er es bedurfte, für den Verlust der Zeit, die er vielleicht besser anwenden können, noch beschenkte. So verließ man ihn den ganzen Tag nicht. Alle seine

Lustbarkeiten theilte einer seiner Rotte, oder mehrere mit ihm.

Allein sie waren auch alle vorsichtig genug, sich nicht das Ansehen zu geben, als ob sie ihn im Zwange halten wollten. Von seiner Thüre wurde niemand abgewiesen, und so floßen seine Wohlthaten noch so ziemlich im Gleichgewicht mit Betrügern den wirklich Unglücklichen zu. Nur, wenn sich manchmal ein ehrlicher Mann näherte, der ihn gar zu gern aus dem verderblichen Labyrinth herausgerissen, und ihm vorgestellt hätte, daß er sich so die Freude für die Zukunft benähme, der gieng verdrüßlich von ihm. Ihm wurde zur Antwort, daß die Zukunft außer seiner Sphäre läge, daß er da sey, sich aufs Gegenwärtige einzuschränken.

Das Urtheil der Welt war, man würde Miuton einst noch in den elendesten Umständen sehen, wo die Hülfe der Maulfreunde ihm versagt werden, und er es bereuen würde, so gehandelt zu haben.

Viele Jahre war Miuton nicht der Gedanke eingefallen, daß sein Geld ein Ende nehmen könnte. Jetzt fieng dieser Fall sich an zu zeigen. Miutons Kasse war erschöpft, aber er hatte Häuser, Güter, Gärten. Seine Gesellschafter merkten kaum seinen Geldmangel, als sie es so zu karten wußten, daß man ihm große Summen antrug, natürlich Hypotheken verlangte. Um ihm dieß nicht unbillig finden zu lassen, da er ohne Hypotheken borgte, stellte man ihm die Darleiher als Leute in öffentlichen Kassen vor, die sie mit den Obligationen belegen

müßten. Miuton war froh, seinen Geldkasten wieder gefüllt zu sehen, und wieder Gutes zu thun. Aber jetzt wurde dieser immer schneller leer, denn anstatt Zinsen einzunehmen, mußte er zahlen. Die Gläubiger wollten ihr Geld. Miuton fand nichts billiger. Obgleich ihn niemand bezahlte, so fiel es ihm doch nicht ein, jemanden zu mahnen. Er verkaufte Güter, Gärten, Häuser, eins nach dem andern, zahlte und lebte auf die vorige Weise von dem Ueberreste fort.

Man lachte ihn theils aus, theils frug man sich: Werden denn Miutons Augen sich nie öffnen? Wird er seinen gänzlichen Fall abwarten, ohne zur Vernunft zu kommen, und sich wenigstens in etwas einzuschränken? Man bedauerte ihn auch wohl als einen gutherzigen Narren.

Miuton wußte von allem dem, allein es rührte ihn nicht. Er hatte noch immer zu geben gehabt. Er hatte wirklich noch ein kleines, sehr artiges Landgütchen, und einen ziemlichen Kasten voll Geld. Es behagt mir, sagte er zu sich selbst, daß die ganze Welt sich über mich aufhält, und doch alle kommen, meine Hülfe zu suchen. Wenn ihm einmal ein Gedanke an Mangel aufstieß, so fielen ihm die Summen ein, die er ausstehen hatte, und er zweifelte gar nicht, daß alle diese Schuldner ihm von sich selbst das Dargeliehene wiederbringen würden.

Er lebte also in seiner Behaglichkeit, immer gebend, nie denkend, fort, bis der Kasten ausgeleeret, und ihm nun nichts mehr, als sein Gut übrig

war, und er legte sich, als er gerade die letzte Handvoll Geld verschenkte, eben so ruhig nieder, als er gethan, wie der Kasten noch voll war.

Den andern Morgen dünkte es ihm doch nothwendig, für etwas Münze zu sorgen, weil ihm Unglückliche aufstossen könnten, denen er sonst seine Hilfe versagen müßte. Er schickte also zu einem von den billigsten Wucherern, von dem er schon oft Geld genommen hatte. Dieser erschien auch, und wurde um fünf hundert Pfund angesprochen.

Gern, sagte der dienstfertige Mann, will ich Ew. Herrlichkeit dienen, aber ich habs nicht, und wo ichs nehme, da will man Sicherheit. Sie haben ausstehende Kapitalien, geben sie einige Verschreibungen.

M. Ich habe keine.

W. Sie hätten keine, und worauf haben sie denn ihr Geld ausgeliehen?

M. Aufs Wort. Darauf muß man eigentlich jedem ehrlichen Mann borgen, wenn man kann. Bey ihnen ists eine Ausnahme.

W. Erlauben sie mir, das ist die allerschlechteste Sicherheit. Wie hoch belaufen sich denn ihre ausstehende Posten?

M. Ueber fünfzig tausend Pfund. Glauben sie nun mir leihen zu können?

W. Wenn ich ihre Schuldner weis, so will ich ihnen Posten abkaufen.

M. Sie sollen diese sogleich erfahren, allein ich nehme das nicht an. Sie könnten die Leute zur

Unzeit drücken, und da wäre meine Hülfe ihnen mehr schädlich als nützlich gewesen. Sie werden mich schon bezahlen.

Miuton holte jetzt ein großes Buch, und las:

Herrn Främisch 2000 Pfund, detto 5000 Pf. detto 200 Pf. — Herrn Julimy 3000 Pf. demselben zu einer Fabrik 15000 —

W. Der Mann hat in seinem Leben keine Fabrik gehabt.

M. Weil sie sie nicht gesehen haben — Sie kann in einem andern Königreiche sich befinden.

W. Er ist aber, auf Ehr und Reputation, ein Bettler — hat nichts.

M. Das thut mir wahrhaftig leid, daß der Mann so heruntergekommen, man muß ihm wieder aufhelfen. — Nun, da dürfen wir also auf ihn nicht rechnen. Weiter — dem Esquior Mirlington 4000 Pfund. — Da lesen sie selbst die Liste.

Der Wucherer las mit Verwunderung. Er sagte ganz trocken zu Herrn Miuton, daß wenn Seine Herrlichkeit ihm alle diese Posten abtreten wollten, er sich nicht im Stande glaubte, 500 Pf. davor anbieten zu können.

Dieß fiel dem wohlthätigen Manne etwas auf. Er erbat sich nähere Erklärung darüber. Der Wucherer gab sie ihm durch die Versicherung, alle diese Herren wären Verschwender, hätten seine Wohlthaten gemisbraucht, und auf die liederlichste Art die Summen durchgebracht.

Jetzt bot ihm Miuton die Hypothek auf sein Landgut an, und gegen einen einsweiligen Revers, dem die Hypothek in einigen Tagen folgen sollte, erhielt er die 500 Pfund.

Der Wucherer machte beym Abschiede noch die Bemerkung, wie er 200 Pfund auf der Liste gefunden, die erst gestern ausgeliehen wären, und warum Miuton sich des Seinigen beraubt, da er heute selbst borgen müßte?

Wie können sie nur so fragen, erwiederte Miuton. Nicht wahr, ich weis mir heute zu helfen, allein der Mann hätte sich nicht zu helfen gewußt.

W. Und wissen sie denn, wo ihr Geld hingekommen ist?

M. Wahrscheinlich in seinen Nutzen verwendet, Schulden bezahlt, oder angelegt. Sich um die Anwendung bekümmern, wo man helfen will, das schmeckt mir gar zu sehr nach Eigennutz.

W. Ich bedaure Ew. Herrlichkeit. Ihr Geld ist in eine Bank geflogen, wo ihr Schuldner die ganze Nacht Spiel, Wein, und Liebe frequentirt hat.

Der Wucherer verließ Miuton, aufmerksam auf seinen Zustand.

In dieser Laune trat ein Freund von ihm herein, der ihm noch ganz neu war. Wegen der vor kurzem gemachten Bekanntschaft hatte er ihn noch um nichts ansprechen wollen. Allein der Zweck seiner Freundschaft war das. Er hatte Miutons Charakter genau studirt. Er hatte bedauert, daß er so spät zu diesem

Phönix der Freygebigkeit gekommen, und beschloß, um wo möglich sich am Letzten schadlos zu halten.

Er ließ also alle Werke, die er vorher aufgebauet, spielen. Er umarmte ihn erst, dann schien er eine verdrießliche Laune zu bemerken, und sagte, der Wohlthäter der Menschheit müsse immer heiter seyn.

Er fieng darauf eine Predigt an, in der er ihn als den glücklichsten aller Menschen pries, seine Lage beneidete, und vom Ganzen aufs Detail kam, in welchem insbesondere das Glück, Besitzer des Landguts zu seyn, das er bewohnte, im höchsten Anschlag kam.

Freylich, sagte er, würde ich all die vortreflichen Vorzüge dieses Paradieses weit besser geniessen, als sie. Der Mensch lebt in verschiedenen Bestimmungen Ihre Bestimmung ist, für die Menschheit zu leben, die meinige aber, die Welt für mich zu genießen. Das fühle ich, daß ich meine Bestimmung nie anders erfüllen kann, als wenn ich Besitzer dieses Guts werde. Sie können ihrer Bestimmung in jedem andern Wohnort Genüge thun. Ich kann mir nie schmeicheln, daß mein Wunsch in Erfüllung gehen wird, weil ich kein Vermögen habe. Hätte ich dieses, so würde ich sie bitten, mir ihr Gut zu ver — und sich ein anderes dagegen zu kaufen.

Er machte Herrn Miuton hierauf eine so reizende Schilderung der Einrichtung, die er auf dem Gute machen würde, der Veränderung in Gebäuden und Gärten vortreflicher Anlagen und reizenden Ge-

nußes, daß Minton, entzückt über die Schilderung seines Freundes, selbst ausrief: Da haben sie recht, so könnte man es genießen.

Nun folgte von Seiten des Begehrenden ein Vorschlag, nach dem es möglich schien, daß das Gut ohne einen Schilling Ankaufsgeld gekauft, und dennoch, wenn anders der Pacht leidlich gemacht würde, durch den Fleiß des Besitzers nicht allein verintereßert, sondern auch nach und nach ganz bezahlt werden könnte.

In wenigen Augenblicken hatte Minton schon versprochen, er wolle darauf denken, ob er nicht der Bestimmung seines Freundes eine Ausführung verschaffen könne, und er verließ ihn seines Raubes schon ziemlich gewiß.

Diese Unterredung hatte nun zwar in Minton das Andenken an die vorigen Zeiten ziemlich verdrängt, aber keineswegs ausgelöscht.

Er setzte dieß beyseite, um von jenen Licht zu erhalten, und entbot seine Schuldner zu verschiedenen Zeiten zu sich.

Er stellte einem jeden vor, wie er ihn keineswegs rufen lassen, um ihn zu mahnen, sondern nur, um zu wissen, ob ihm die Anwendung seiner Anleihe Nutzen geschaft, und ob er Hoffnung habe, mit der Zeit seines Kapitals wieder Herr zu werden.

Bejahend wurde ihm dieses von keinem einzigen beantwortet. Alle brachen in Lobeserhebungen über seine Güte aus, alle aber klagten zu gleicher Zeit, daß das Glück ihnen so ganz den Rücken zugekehrt

hätte, daß sie auch nicht einmal einen Rest übrig, sondern in die elendeste Lage reduzirt wären.

Miuton kam auf die Art und Weise der Anlegung des Geldes, wovon er aber keine Rechenschaft verlangte, sondern nur wissen wollte, ob die ihm hinterbrachten Nachrichten von übler Anwendung, Verschwenden, und Spiel ihre Richtigkeit hätten?

Wer würde hierzu ja gesagt haben, Allgemeines Leugnen, allgemeines Betheuern, daß dem nicht so sey, vorlegen falscher Berechnungen, wie nützlich man alles anwenden wollen, und wie unglücklich der herrliche Vorsatz ausgeschlagen, brachten den glaubensreichen Miuton auf andere Gedanken. Er entließ sie alle mit der Versicherung, daß ihre Schuld getilgt, er sie heute noch in seinem Schuldbuche ausstreichen, und nie dessen gedenken würde.

Jeder hätte gern aufs neue ihn um etwas angesprochen, und mancher hätte es vielleicht wirklich gethan, wenn nicht, so wie die ganze Auflage einstimmig verabredet, auch einstimmig beschlossen worden wäre, diese Ausfälle bis auf die Zukunft zu versparen.

Ganz genau wußte keiner, wie Miutons Umstände jetzt waren, auch wußte eigentlich keiner, was der andere von ihm hatte, denn jeder hatte nach seinen Bedürfnissen verlangt und vor sich erhalten.

Wie Miuton von allen diesen Patronen auf die billigste Art von der Welt, das heißt, ohnbezahlt,

und ohne Hofnung bezahlt zu werden, los war, verfiel er in folgendes Selbstgespräch:

„Also, Wilhelm, wärst du nun ohngefähr am Ziel, deinen Grundsätzen bist du treu geblieben. Du hast keinen ohne Unterstützung gelassen, der dich darum gebeten. Hast du aber bey allen untersucht, ob sie auch deiner Wohlthaten werth waren, und waren viele verschwendet?“

„Diese Frage, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, sollte dich wohl sehr drücken. Nein, Wilhelm, nichts weniger als das. Wie kann ein Mensch den andern untersuchen? Wie kann ein Wurm wissen, was im andern Wurme ist? Was der Wurm von sich giebt, das kann der andere Wurm sehen, und darnach dessen inneres beurtheilen. Haben die Menschen deine Wohlthaten unrecht angewandt, so laß sie das verantworten. Dich kann es nicht treffen, was sie verschulden.“

„Mit dem Gewissen also bist du rein. Mit dem Gelde auch. Was hast du noch in der Welt zu thun? Nichts! Sagte nicht dein Vater, wer Gefühl von Menschheit hätte, und nicht im Stande wäre, diese Tugenden auszuüben, der solle aus der Welt gehen? Ausüben kann ich diese Tugend nur noch einmal! Fühlen werd ich immer, wie traurig es ist, wenn ich nicht helfen kann!“

„Ueberdem hab ich alles gethan, was ich thun konnte. Ich bin also gewiß für diese Welt fertig, und vielleicht gerade reif für eine andere. Kein Mensch kann auf der Welt seyn, um zum Gespötte

der schlechtern Geschöpfe seines gleichen zu dienen. Mach dich also fertig, Wilhelm, und geh!"

„Noch eins. Die reizende Schilderung, die dein neuer Freund dir gemacht, könntest du für dich anwenden, und ein ruhiges vergnügtes Leben führen. Du trenntest dich da von allem ausser dir, und lebtest nur für dich allein."

„Aber du nähmst einem andern sein Glück. Bey diesem anderen ist es ausgemacht, er wird dadurch glücklich. Bey dir ist das der Fall nicht. Es ist nur zweifelhaft, ob du, an eine andere Bestimmung gewöhnt, in dieser glücklich seyn wirst? Du kannst es nur hoffen, jener weis es. Weg also mit diesem Einwurf.

Miuton war nun fest entschlossen, er wolle die Welt verlassen, wo er die Behaglichkeit nicht mehr fände, die er bisher gefunden hatte. Aber auch dies wollte er auf die behaglichste Art von der Welt thun. Es sollte kein so alltägliches unbedeutendes Fortschleichen seyn. Keiner seiner Freunde sollte sich darüber grämen, und keiner seiner Freunde sich freuen. Dem einen Theile wollte er als Freund, dem andern als große Seele sich nicht entziehen.

Er ließ ein Instrument aufsetzen, in dem er sein Gut dem Erbitter desselben schenkte. Er bat seine Freunde insgesammt auf den andern Tag zum Mittagsmahl. Es war prächtig und kostete ihm 100 Pfund. Die übrigen 400 legte er im Golde auf eine Schüssel, die verdeckt blieb.

Er blieb während der ganzen Mahlzeit in der nämlichen aufgeräumten Laune, in welcher er die Gäste empfangen hatte. Man aß und trank mit außerordentlichem Appetit. Man trank wie sonst gewöhnlich auf die fortdauernde Gesundheit und Leben des Wohlthäters. Er lächelte, trank aber nicht, wie er sonst gewohnt war, zur Danksagung. Man glaubte, er habe es vergessen.

Wie die Tafel dem Aufheben nahe war, bat er alle um einen Augenblick Gehör. Auf seinen Wink begann die leiseste Stille.

Ich habe, fieng er jezt zu reden an, Ihnen, meine Freunde, heute auf Ihren Wunsch eines langen Lebens für mich nicht geantwortet. Ich konnte es nicht, weil der heutige Tag der letzte meines Lebens ist —

Es wollte ein Gemurmel entstehen, allein er winkte, und es war stille.

— Ich war reich, und konnte dienen. Mein Vermögen ist zu Ende, und ich kann niemanden behilflich mehr seyn —

War es vorher stille gewesen, so wurde jezt kein Laut gehört. Jeder überdachte in sich sein Unglück, und die Veränderung, die nun mit ihm vorgehen würde. Es lag sprechend auf den meisten Gesichtern der Ausdruck: Was gehst du uns jezt noch an?

Ich hatte mir vorgenommen gerade so lange zu leben, als ich das könnte. Meine Uhr ist abgelaufen, meine Säfte sind getrocknet. Mein Trost ist

die Hofnung, daß ich keinen unzufrieden zurückzlasse —

Er irrte. Sie waren es alle, daß sie den schönen Vogel verlieren sollten, dem sie so fette Federn ausgerupft. Sie sahen alle trübselig aus.

— Hier ist der Ueberrest meines Vermögens. Theilen sie alle ihn unter sich. Wem könnte ich die Kleinigkeit wohl würdiger geben, als denen, die mich immer ihres Umgangs gewürdigt —

Er deckte die Goldschlüßel auf, und bat sie, sich darin zu theilen. Sie machten einige Umstände, um ihn aber nicht böse zu machen, thaten sie es endlich. Wie die Reihe an den Freund kam, der ihn früh um das Landgut gebeten, sagte er:

— Dieser Freund ist ausgenommen. Er hat noch nie etwas von mir erhalten. Ich will auch izt ihm kein Geld geben. Aber ich will ihre Glückseligkeit wahr machen, mein Bester. Hier ist die Schenkung über mein Landhaus mit allem Zugehör. Sie sind von der Minute meines Todes an der Besitzer desselben, unter der von mir in der Schenkung gemachten Bedingung, daß sie meine Leute zeitlebens in ihren Diensten behalten. Sie haben nur 500 Pf. Schulden zu bezahlen, welches ohngefähr der 30ste Theil vom Werthe desselben ist —

Der erfreute Freund flog auf ihn zu und umarmte ihn. Aber man hörte nicht eine Sylbe, daß er ihn gebeten hätte, leben zu bleiben, und das Glück wenigstens mit ihm zu theilen. Alle übrigen

warfen neidische zum Theil grimmige Blicke auf den Glücklichen. Er war ihnen in etwas zuvorgekommen, wozu sie das grössere Recht zu haben glaubten. Er war Neuling in ihrem Zirkel und hatte sie übertroffen. Er hatte den Vorzug, daß er jezt bekam, was sie größtentheils schon durch die Gurgel gejagt.

— Und nun, schloß Miuton seine Rede, blieb mir hier nichts mehr zu thun übrig. Ihrem freundschaftlichen Andenken brauch ich mich nicht zu empfehlen, denn ich weis, sie werden mich nicht vergessen. Leben sie also alle wohl. Trauern sie nicht um mich —

Er ergriff hierauf ein Messer, welches den ganzen Tisch über vor ihm gelegen, und es war keiner, der Miene gemacht hätte, es ihm zu nehmen. Er that einen herzhaften Schnitt, wodurch die ganze Gurgel getrennt wurde, und fiel todt nieder.

Seine Bediente, die er hinausgehen hieß, die aber durch ein Fenster die That mit angesehen, traten jezt mit Thränen in den Augen herein. Sie machten den Anwesenden, besonders dem neuen Besitzer des Guts, bittere Vorwürfe über ihr Verfahren mit ihrem Herrn, und über die Benuzung seiner Schwäche. Aber der neue Herr von ihnen war ein feiner Kopf. Er hielt aus dem Stegreife eine Rede, daß er keinen schlechtern Streich kenne, als sich einer so beyspiellosen entschlossenen Handlung zu widersezen, daß der Tod Miutons seinem

gan-

ganzen vorigen Leben die Krone aufsetze, und daß er auf jeden Fall mehr beneidens als klagenswerth wäre. Er führte dies mit so viel untermischten Lobsprüchen auf den Verstorbenen aus, daß sie sich besänftigten, und glaubten, er habe recht. Sie versprachen ihm Treue und Gehorsam.

Sie, meine Herren aber, fuhr er zur Gesellschaft fort, werden sich wohl denken können, daß sie an mir keinen zweyten Miuton finden. Ich muß mir also ihre fernere Gesellschaft verbitten. Ich bin weder reich, noch zur Wohlthätigkeit bestimmt. Ich bin außerordentlicher Egoist, und lebe blos mir und keinem andern. Sollte mir es aber einfallen, meinem Vorgänger gleich zu handeln, so werde ich sie rufen lassen.

Was wollten die Herren thun? Sie nahmen stillschweigend ihren Abschied. Miutons Begräbniß wurde von seinem Nachfolger aufs anständigste besorgt, der redlich Wort hielt, und sehr vergnügt auf seinem Landsitze lebte.

Dem Wucherer aber wollte er doch die 500 Pf. nicht zahlen, er gränzte also nicht einmal an Miutons Ehrlichkeit, geschweige denn an seine übrigen Tugenden. Er würde vielleicht auch Recht behalten haben, wenn der Wucherer sich nicht auf Miutons Schuldbuch verlassen, und die Herren Schuldner angegangen wäre, ihm seinen Vorschuß zu ersetzen. Diese, die ohnedem auf des Gutbesitzers Glück neidisch waren, beschworen alle die Worte Miu-

tons, daß der Nachfolger den Wucherer bezahlen solle, und so kam dieser zu seinem Gelde.

Miuton möchte wohl in keiner seiner Handlungen, so wie in seiner Denkungsart, einen Nachfolger finden.

Lippolt,
Selbstmörder aus Todesangst.

In einem Dorfe an der Ostsee gebohren, von Jugend auf mit Wasser, Wellen, und Sturm bekannt, aus einer Familie, die von undenklichen Zeiten her sich als Opfer eines nassen Todes angesehen, und von welcher wenig Männer eines andern gestorben, widmete sich Lippolt auch der Schiffahrt. Als Knabe schon zeigte er den unerschrockensten Muth, und im 13ten Jahre war er ganz allein so glücklich, von einem gestrandeten Schiffe, das eine Viertelmeile vom Ufer lag, sechs Menschen mit seinem kleinen Kahne zu retten. Seine Mutter wollte ihn damals mit Gewalt zurückhalten, seine Schwester lag bittend vor ihn auf den Knien. Umsonst, Lippolt, nicht sowohl aus Ruhmbegierde, denn des Todes mußte er jeden Augenblick gewärtig seyn, sondern aus Menschenliebe, ließ sich nicht abhalten. Sechs Seelen umarmten ihn als ihren Erretter, und er war nicht stolz darüber. Der Schluß

auf sein Herz und seine Denkungsart, läßt sich hiervon leicht machen.

Lippolt wuchs heran, und des Kahnfahrens überdrüssig, wollte er sich weiter umsehen. Er diente als Schiffsjunge mit einem so aufmerksamen Fleiße, daß er bald von dieser Last frey, und Matrose wurde. Er zeichnete sich hier schnell aus, und die Schiffer schätzten sich glücklich, wenn sie ihn bey sich hatten.

Lippolt fand wenig Vergnügen an der rohen Lebensart seiner Kameraden. Waren sie am Land, so brachte er die Zeit, die sie verschmaußten, im Studiren seines Metiers zu. Waren sie auf dem Wasser, so ermahnte er sie, mehr an sich zu denken, und nicht durch üble Gewohnheiten, die oft im Herzen nicht so gemeint wären, den Begriff von sich zu machen, als wenn sie ein gottloses, unverbesserliches Volk wären. Er bewies ihnen, daß man, durch den äusseren Schein geblendet, sie davor halten müsse, daß das allgemeine Urtheil der Menschen dahin gienge, sie stellten sich nur dann fromm, wenn die Gefahr groß wäre.

Ich, sagte er, wolle für mein Theil wohl wetten, daß unter 100 Matrosen neunzig beym Fluchen nichts denken, und beym Beten fühlen, was sie sagen.

Auf den Schiffen, wo Lippolt war, war daher immer mehr Ordnung, und mehr Sitten, als auf

andern. Dachten schon seine Kameraden anders, als er, so fürchteten sie doch seine Vorwürfe.

Bey diesen Empfindungen aber kann man sichs erklären, daß Lippolts Herz auch nicht frey von Leidenschaften war Er fand alles schön, was die Natur schönes hatte. Sonach war ihm auch das schöne Geschlecht nicht gleichgültig. Aber seine innre Denkungsart erhielt ihn lange schüchtern und zurückhaltend. Da, wo seine Kameraden Befriedigung ihrer Lüste suchten, fühlte er Eckel, und wo er ausser solchen Häusern einen Gegenstand antraf, der ihn aufmerksam machte, da hielt ihn sein Stand, dem man in diesem Punkte nicht viel Gutes zutraute, zurück, Bekanntschaft zu machen.

Schon hatte er dreyzehn Reisen zur See gemacht, ohne gefühlt zu haben, was Liebe sey, wenn er sichs schon oft wünschte. Ganz unbekannt mit den Reizen, so wie mit dem Genuß der Wollust, lehrte ihn jede neue üble Folge, die er bey seinen Kameraden wahrnahm, den ersten Schritt zu diesem Laster fliehen.

Aber Liebe ohne Laster machte nun einen bald für ihn fürchterlichen Eindruck auf ihn. Er mußte wegen widrigen Winden in einem Haven der Ostsee mit dem Schiffe, auf dem er war, überwintern. Er nahm seinen Aufenthalt die Zeit, die er nicht auf dem Schiffe zubringen mußte, in dem Hause eines Fleischers, dessen Tochter Antonie bestimmt war, ihm die erste Leidenschaft einzuflössen, die Folgen, und zwar die traurigsten, für ihn hatte.

Antonie konnte für keine Schönheit gelten, aber ein schmachtendes Wesen, mit einem sanften einnehmenden Karakter verbunden, machte sie ihm zu mehr als einen Engel. Sie war ihm eine Göttin, die er anbetete. Sein Feuer entzündete sich, als er sie zum erstenmal sah, im Augenblick. Sein rollendes Auge heftete sich seit dieser Zeit auf Antonien. Kein Gegenstand konnte es mehr davon ablenken.

Antonie war zu sehr Mädchen, um nicht eine herzliche Freude darüber zu haben, daß ihr Gast blos ihr seine Blicke schenkte. In ihrer Nachbarschaft wohnten viel schöne Mädchen, die Lippolt für den schönsten Jüngling erklärten, vergebens aber dies ziemlich laut und oft wiederholten. Antonie sagte nichts, und machte dadurch ihren Sieg vollkommen. Ihre Bescheidenheit war für Lippolt ein Grund mehr, sie zu lieben.

Bis jezt war es nur noch das äusserliche, was beyde an einander fesselte. Bald kam nähere Kenntniß dazu. Antoniens Vater, ein rauher, aber biedrer Mann, fand Gefallen an Lippolts Umgang, sah in ihm den Jüngling von Gefühl, von Bildung, von Sitten, den man bey seinem Metier so selten wahrnahm.

Antoniens Vater war reich, und war angesehen. Der Ort, wo er lebte, hatte durch Lage und Handel den Vorzug, daß der Bürgersmann gewissermassen glänzen konnte. Antonie war ein Mädchen, die Ansprüche auf mehr als einen Hand-

werker machen konnte. Erziehung, Vermögen, und Observanz berechtigten sie dazu. Lippolt stand auf den Schritt, Steuermann zu werden, war kein unangenehmer Gesellschafter, suchte durch netten Anzug seiner Denkungsart zu entsprechen, und war so bald in alle Gesellschaften initiirt, die Antoniens Vater hielt und besuchte.

Antonie genoß an seinem Arm alle Winterlustbarkeiten des Orts, ohne daß Lippolt je ein unehrbares Wort gesprochen hätte. Aber still nahm seine Leidenschaft mit jedem Tage zu, mit jeder neuen Zusammenkunft wuchs die Ueberzeugung, ohne sie würde er nicht leben können, und schreckenvoll dachte er an den sich nahenden Abschied.

Antonie ihrer seits seufzete nicht minder unter der Last des Schicksals, das sie trennen sollte. An einem der vielen Abende, die sie allein beysammen verlebten, entwickelte es sich bey beyden, daß sie sich liebten, ein Zufall, den der Leser nicht ungewöhnlich finden, und dessen Gang er gewiß selbst entwickeln kann. Im ersten Augenblicke erleichterte es ihre Herzen etwas. Sie fanden in dem gegenseitigen Geständniß ihrer Gefühle Ruhe. Lange aber dauerte es nicht, als das — Lieben — und — Trennen — ihre Seelen zu neuer Schwermuth empörte, die viel Wolken über ihre Heiterkeit zog, dennoch aber den Sonnenschein der zärtlichsten Liebe nicht immer zu verdrängen vermochte.

Antoniens Vater hatte, so gleichgültig ihm alles schien, was um ihn war, ein äußerst aufmerk-

sames Auge auf beyde gehabt. Er blickte in ihre Herzen so, wie er auf ihre Handlungen sah. Er freuete sich über die massen, in einem rohen Schiffsmanne einen Jüngling für Antonien zu finden, den er am Lande vergebens suchte. Er bedauerte sie noch öfters. Zulezt, als er von beyder Ehrlichkeit und Unschuld vollkommen überzeugt war, überraschte er sie einmal bey einer herzlichen Zusammenkunft. Sie fuhren zusammen.

Wovor das? sagte er. Wüßte ich nicht, wie ihr beyde denkt, so würde ich auf ein böses Gewissen schliessen, aber das soll mir eine Warnung seyn, niemand mehr nach der ersten Extase zu beurtheilen. Glaubt ihr, ich bin so blind, daß ich nicht lange schon gesehen habe, daß ihr euch liebt? Hätte ich etwas dawider gehabt, ich hätte unvermerkt Maaßregeln genommen, euch von einander zu trennen, aber ich will dich gern glücklich wissen, Toni, und somit werde ich dir nicht wehren zu lieben, wen du willst, wenn ers nur verdient. Auch dich, Lippolt, kann ich leiden, und ich kann dir nichts schmeichelhafters sagen, als, ich wollte, du wärest mein Sohn. Du kannsts aber werden, wenn dus ehrlich mit Toni meinst.

Ein größeres Fest hätte der Alte für den Abend sich nicht machen können, denn beyde hiengen ihm am Halse, und hörten gar nicht auf, ihn zu liebkosen.

Den andern Tag machte Antoniens Vater Lippolten schon mancherley Vorschläge. Versuch ein

Jahr bey mir, sagte er, ob dir das Ding gefällt. Du brauchst mein Handwerk nicht. Du führst meine Bücher, meine Rechnungen. Ich habe einen ausgebreiteten Handel, kann alles kaum übersehen. Ich kann dich zum Verschicken brauchen.

Lippolt erwiederte ihm, daß alles, was er von ihm verlangen könnte, ihm recht wäre, daß der Besitz Antoniens ihn zu seinem Diener machte, und daß, wenn er nur vorher seine Reise geendet, er nichts mehr thun wollte, als was er wünschte.

„Sollte ja einmal dir die Lust am Seeleben zu hart kommen, so will ich dir ein Schiff kaufen, da kannst du kommode reisen, auch Toni einmal mitnehmen. Aber du sagtest, du wollest deine Reise erst endigen. Läßt sich das Ding nicht drehen. Ich ließe dich gern reisen, aber das Mädchen wird Sprünge machen, und Weibergewinsel kann ich nicht vertragen.“

Der Schiffer, sagte Lippolt, hat einen schlechten Steuermann, und verläßt sich ganz auf mich. Er kann ohne Gefahr die Reise nicht zurück thun, wenn ich nicht mitgehe. Ich habe ihm mein Wort gegeben, und ihr wißt wohl, Vater, ein Wort — ein Mann.

„Brav! also nicht ein Wort mehr davon. Du reisest, und wenn du zurückkehrst, ist Toni dein. Ich gäbe sie dir gern jetzt, aber alsdenn wird das Winseln mir zu groß, und ich leide zu viel.“

Ich will sie auch um mein und um ihrentwillen nicht eher, erwiederte Lippolt, ich würde zu unruhig seyn, und sie.

Mit dem Vater war er fertig, aber mit Antonien wurde es ihm nicht so leicht. Diese hatte, seitdem ihr Vater sie ihres Glücks versichert, gewiß darauf gerechnet, das Lippolt da bleiben würde. Die Nachricht also, daß er die Reise erst thun wollte, setzte sie ganz außer Faßung. Ihre Thränen überzeugten Lippolt zwar, wie sehr sie ihn liebte, allein sie waren ihm zugleich schneidend, denn er konnte seinem Worte nicht untreu werden.

Wolltest du, sprach er unter andern zu ihr, wolltest du wohl, daß ich einmal mein Wort bräche, und weist du nicht, daß es alsdann viel leichter ist, auch das zweytemal zu brechen? Wolltest du wohl, daß ich dir untreu würde? Und ist meine Pflicht mir nicht eben so nahe, als meine Liebe? Wolltest du wohl einen Mann haben, Toni, gegen den einer auftreten und sagen könnte, er hat mir nicht Wort gehalten.

Du liebst mich nicht, Lippolt, war Antoniens ewige Gegenrede. Alles, womit du mir geschmeichelt hast, ist Lüge, alles ist nicht herzlich.

Lippolt vergab Antoniens beleidigende Ausdrücke leicht, denn sie waren in der Hitze gesprochen. Sie vermogten nicht, seine Liebe wankend zu machen, aber auch nicht seinen Vorsatz.

Antonie nahm noch ein anderes Mittel zu Hülfe. Sie wandte sich in der Angst ihrer Seele an den Schiffer, bey dem Lippolt im Dienste war. Sie frug, ob ihre Verbindungen so strenge wären, daß keiner los kommen könnte, wenn er sein Glück zu machen wüßte.

Der Schiffer war ein artiger Mann, und hatte Mitleiden mit den rothgeweinten Augen des armen Mädchens.

Jungferchen, sagte er, ich glaubs herzlich gern, daß sie meinen Lippolt recht glücklich machen wird, aber so glücklich, wie ihn ein gutes Gewissen macht, kann sie mir ihn doch nicht machen. Zwingen kann ich keinen Menschen, das liegt nicht in meiner Natur, und wenn also Lippolt bey mir darum anhielte, so würde ich ihn, so weh mirs thäte, doch gehen lassen. Aber vorher würde ich ihm alles das sagen, was ich ihr jetzt sage. Sieht sie, Jungfer, ich muß mich auf Lippolt ganz verlassen. Mein Steuermann ist ein Taugenichts. Ich wußte es, aber ich mußte ihn behalten. Deswegen nahm ich Lippolt mit mir. Ich kann die Arbeit nicht allein thun. Stößt meinem Schiffe etwas zu, und Lippolt ist hier geblieben, so geht das alles gerade auf seine Rechnung. Sein Gewissen muß das Unglück und das Leben so vieler Menschen verantworten. Das weis er. Darum kömmt er nicht —

Aber, Herzensmann, sagte Antonie, bedenke er nur, meinen Geliebten jeden Augenblick in Todesgefahr zu wissen —

Possen! Grillen! mein Schatz. Das ist er auf dem Land so gut, wie auf dem Wasser. Ueberall ist Gottes Hand, und überall winkt Gottes Finger dem, der zum Tode reif ist. Er kann sterben, er sey, wo er wolle. Ein Fieber kann ihn ihr hier entreissen, dem er auf dem Wasser entgeht. Glaube sie nicht, daß alle die, die im Wasser umkommen, ihr Lebensziel weiter gebracht haben würden, wenn sie auf dem Lande gewesen wären. Mancher, den die Seefahrten gestärkt und hart gemacht, wäre nicht so weit gekommen. Auch glaube sie mir nur, wir Seeleute fürchten uns nicht vor dem Tode, und wenn ihr Bräutigam im Wasser stirbt, so stirbt er weit sanfter, als wenn er sich auf dem Krankenbette plagt.

Antonie verließ diesen schrecklichen Mann mit seinem schrecklichen Trost. Sie stellte sich ihren Bräutigam schon im Geist im Wasser sanft gestorben vor, und weinte mehr als vorher. Sie klagte jetzt einer ihrer Freundinnen ihr Leid, erzählte ihr, was der Schiffer gesagt, und diese machte sehr weislich den Schluß, man müsse Lippolt auf ein oder die andere Art dahin zu bringen suchen, daß er den Schiffer um die Entlassung angienge, und wenn Güte nichts fruchtete, und Zureden nichts wirkte, so müsse man List und Gewalt zu Hülfe nehmen.

Die erstern wurden beyde fruchtlos angewandt. Lippolt war unbeweglich, und nun entdeckte Antoniens Freundinn ihr, daß sie beschlossen habe,

eine nächtliche Erscheinung sollte das bewerkstelligen, was alle andere Mittel zuwege zu bringen nicht vermögten. Sie bewies ihr, wie leicht das menschliche Gemüth von dergleichen sich einnehmen lasse, durch verschiedene von ihr schon angestellte, und gut ausgeschlagene Beyspiele.

Es war aber das bey Antonien nicht einmal nöthig. Jedes Mittel war ihr willkommen, und wäre es noch viel bizarrer gewesen. Sie willigte also gern ein, und ihre Freundinn, die etwas von der natürlichen Magie verstand, machte in Lippolts Abwesenheit in dessen Zimmer alle erforderliche Anstalten.

Es war gerade zwölf Uhr, als Lippolt durch ein heftiges Gepolter aus dem ersten Schlafe geweckt wurde. Er rief: Wer da? und die Antwort war, daß auf einmal das ganze Zimmer hell, wie im Feuer stand. Jetzt sah er sich um, und unerschrocken, wie er war, sagte er: Ich werde doch sehen, was das für ein Ende nehmen wird.

Eine dumpfe Stimme brüllte ihm nun die Worte zu: Bleib bey Antonien, oder du wirst auf dieser Reise umkommen!

So sterbe ich in meinem Beruf, war Lippolts ganze Antwort, nach welcher er sich auf die andere Seite drehete.

Jetzt verzweifelte Antoniens Freundinn selbst. Antonie weinte die ganze Nacht durch, und als am andern Morgen Lippolt nichts von dem Vorfalle erwähnte, vielmehr alle Beredsamkeit anwandte,

um ihr seine Zurückkunft so gewiß und leicht darzustellen, daß sie wohl beruhigt seyn konnte, so nahm sie sich auch vor, sich ihrem unglücklichen Schicksale zu überlassen, und geduldig die Zeit der aufgehenden Sonne nach dieser finstern Nacht zu erwarten.

Bald näherte sich mit fliegenden Schritten die Stunde des Abschieds, der so rührend war, daß er auf Lippolt mehr wirkte, als alle Erscheinungen thun konnten. Antoniens Kummer hatte sie bleich gefärbt, und die Trennung brachte sie dem Tode nahe. Ihre klägliche Gestalt, ihr Händeringen, ihr halbgebrochenes Lebewohl blieb vor ihm.

In seinen ersten Ruhestunden gesellte sich im Traume zu diesem allen die Erinnerung jener Erscheinung, und das, was damals nicht einen Augenblick auf ihn wirken konnte, wirkte itzt schrecklicher, als daß er es hätte ertragen können. Er raffte sich auf von seinem Lager, und das beruhigte ihn in etwas. Die See war spiegelhelle. Die Luft still wie die Ruhe.

Es ist nichts, sagte er zu sich, und blickte in die Wasserfläche. Er sah Antoniens sterbendes Bild darinn. Es ist doch etwas, wiederholte er dann, und seufzete. Ruhig schlafen konnte er trotz seiner Standhaftigkeit im Wegdenken aller übeln Bilder nicht. Er zwang sich daher zum Wachen, und ängstliche Viertelstunden, in denen

die Müdigkeit über seine Kräfte siegte, erhielten die Natur nur in ihrer Ordnung.

So bald die See stürmisch wurde, war es ihm viel unerträglicher. Der Tod, den er nie gefürchtet, stand schreckenvoll vor ihm. Mitten in der finstersten Nacht sah er oft alles um sich her erleuchtet, und nicht selten gieng seine Einbildungskraft so weit, daß jene höhle Schreckensstimme ihm die ausgesprochene Worte wieder in die Ohren donnerte.

Zwischen diesen Besorgnissen allen langte er indessen am Orte seiner Bestimmung an, und wieder auf dem Lande zu seyn gab ihm ein wenig Ruhe und Trost.

Er sah Menschen, sah glückliche Menschen, sah liebe zufriedene Weiber, und dachte sich Antonien als die Seinige. Die Grillen ihrer Krankheit, und daß diese sie vielleicht aufgerieben, verschwanden nach und nach.

Jetzt dachte er darauf, wie er wieder zu Antonien zurückkommen wollte. Vor der Seereise schauderte er zurück. Er überlegte also, wie es mit der Landreise zu machen wäre. Sie war weitläuftig und beschwerlich, doch aber immer besser, als sich der Gefahr aufs neue aussetzen.

Indem er mit diesem ersten Entschluß schwanger gieng, kam er von ohngefähr an den Haven, und fand ein Schiff an dem Orte, wo Antonie sich aufhielt, segelfertig. Der Wind blies herrlich, und der

Schiffer hatte die Aussicht in drey bis vier Tagen an Ort und Stelle zu seyn.

Lippolt wurde aufmerksam darauf. Vielleicht ein Wink, sagte er bey sich, um desto eher der lieben Traurigen Freude zu machen. Zu Lande war die Reise unter sechs Wochen nicht zu thun. Hier vielleicht in vier Tagen. Weg war alle Angst, weg alle Grillen. Die Einbildungskraft stellte ihn schon in Antoniens Wohnung an ihren Hals, in ihren Armen. Er schloß den Handel, und nach vier Stunden war er schon eingeschifft, und unter günstigen Segeln.

Die Reise gieng bis über die Hälfte des Weges glücklich von statten. Schon am dritten Tage sah man der glücklichen Hoffnung entgegen, den andern Tag an Ort und Stelle zu landen. Aber in der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Die Wogen thürmten sich wie Berge, und schienen mit einander zu kämpfen. Der Wind heulte von mehreren Seiten, und schlug Wirbel um das Schiff her. Lippolt schlief einen sanften Schlaf, als man ihn weckte. Er erschrack, als ob der Tod ihm schon auf der Zunge wäre. Er fuhr auf das gehörte Worte Sturm hinaus, und fiel ohnmächtig nieder, als er sah, daß der Wind widrig war.

Man hatte Mühe, ihn zu sich selbst zu bringen. Als er wieder munter wurde, wachte der Seemann auf. Er schämte sich seiner Schwäche, legte rasch die Hand an die Arbeit, und hatte einige Zeit Ruhe.

Der Sturm legte sich ein wenig. Lippolt stand am Steuerruder, und dachte über sein Schicksal nach. Er warf sichs bitter vor, daß er die Seereise unternommen, und nicht seinem Vorsatze gefolgt, zu Lande zu reisen. Auf einmal standen sie alle vor ihm, die Auftritte, die er auf der vorigen Reise gehabt. Auch gesellte sich zu dieser schrecklichen Erinnerung das Bild seines Abschieds von Antonien, und das Gesicht jener Nacht. Fürchterlich trugen alle dazu bey, ihn auf den äußersten Grad, fast zur Verzweiflung, zu beunruhigen.

Er weinte wie ein Kind. Aber bald versiegten seine Thränen. Trocken brannte es ihm im Gehirn, und das stöhrte seine Vernunft. Er sprach wie ein Wahnsinniger.

Indessen nahm der Sturm zu, und wurde so heftig, daß man an der Rettung des Schiffes verzweifelte. Man mußte das Steuerruder den Wogen überlassen, und die Gefahr auf Klippen getrieben zu werden, wuchs mit jeder Minute. Jetzt trat Lippolt unter allen auf, und gab sich als die Ursache dieses schrecklichen Zustandes an.

Meinetwegen, sagte er, muß das Schiff untergehen. Man hat mir prophezeyet, ich sollte auf der See umkommen, ehe ich Antonien wieder sehe. Ein Nachtgesicht hat mir es gesagt. Ich — ich allein bin Schuld, daß wir verderben.

Der Schiffer, ein vernünftiger Mann, suchte ihm alles auszureden. Aber die Matrosen, leicht- und

abergläubig, gaben ihm Beyfall. Sie ließen sich von ihm die ganze Geschichte erzählen. Wie sie alles genau gehört haben, sagten sie, er habe allerdings Unrecht. Er hätte sollen auf diese Ermahnung von oben herab zurückbleiben. Der Himmel ließe nicht mit sich spotten. Sie wüßten ihm es schlechten Dank, daß sie um seinetwillen den Tod in den Wellen so früh sterben sollten. Indessen wollten sie als Menschen und Brüder mit ihm aushalten. Er wäre zu bedauern, aber sie doch immer noch weit mehr.

Diese Unterredung endigte es vollends mit Lippolts Verstande. Ruhiger dachte er indessen nach. Du sollst das Unglück so vieler machen. Ist denn keine Möglichkeit, das zu ändern? Wie, wenn du dich freywillig dem Tode in den Wellen übergäbest, da für dich keine Rettung ist? Antonie ist ohnedem schon vorausgegangen, gewiß schon vorausgegangen, denn sie war schon halb Leiche, als ich sie verließ.

Er flüsterte einigen seiner Kameraden ins Ohr: Ich werde ein Mittel treffen, ich werde euch retten. Sie merkten, was er wollte, keiner aber getraute sich, ihm das auszureden. Sie hielten das Mittel ihm so gut eingegeben, als ihm die Erscheinung geschehen war, und sie nahmen sich nur sorgfältig in Acht, daß der Schiffer nichts gewahr wurde, der gewiß Gegenanstalten gemacht haben würde.

Die Nacht erschien, und mit ihr vermehrten sich die Schrecken der tobenden See. Alles war finster. Die Wogen schlugen schrecklich. Der Sturm heulte wüthend. Das Schiff wurde von einer Seite zur andern mit solcher Heftigkeit geschleudert, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, über Bord zu fallen. An keine Richtung des Schiffs war zu denken, man mußte es sich selbst überlassen, und sorgen, das innere so viel möglich zu erhalten. Alles lief durch einander. Flüche und Gebete wechselten ab.

Lippolt hatte am Vordertheil des Schiffes in tiefen Gedanken gesessen. Der Schiffer, der ihn selbst nicht unterhalten konnte, hatte einigemal seinen Leuten aufgetragen, daß sie sich mit ihm abgeben, und ihn aufheitern sollten.

Allein sie hatten unter sich gesagt: Lassen wir den Träumer sitzen, vielleicht heckt er etwas Gutes für uns aus.

Lippolt fuhr plötzlich auf, und bat den Schiffer um Feder und Tinte. Er schrieb wohl eine Stunde. Hernach gesellte er sich unter die übrigen. Er gab einem von ihnen einen zusammengelegten Brief: wenn ihr glücklich an Ort und Stelle kommt, sagte er, so gebt diesen Brief Antoniens Vater. Ich habe seine Tochter gesehen. Sie ist todt. Dort auf jener Seehöhe, als ich am Bord saß, erschien sie mir in lichter, aber blutiger Gestalt, und winkte mir zu kommen. Ich werde gehen. Meint ihr nicht auch?

Alle schwiegen. Je mehr der Sturm zunahm, desto mehr zitterten sie alle für ihr Leben, und alle sahen ihn als die einzige nicht zu bezweifelnde Ursache dieses Unfalles an. Hätte etwas Lippolt zurückhalten können, so wäre es ihr Zureden gewesen.

Indessen träumte er noch auf dem Schiffe hin und wieder, sah, wie ein Wahnwitziger, bald seine Kameraden, bald die See an, und stöhnte einigemal herzbrechend den Namen Antonie heraus.

Er näherte sich noch einmal dem Steuermann. Meine Angst nimmt zu, sagte er, ich muß fort, oder ihr seyd alle verloren. Die Natur kam seiner Entschlossenheit zu Hilfe. Die Wellen schlugen so unbändig, daß er oft von einer Seite zur andern geworfen wurde.

Es will mich herunter haben, es will mich herunter haben, schrie er fürchterlich. Ich komm, Antonie, ich komme — und wie eben der Schiffer zuspringen wollte, um ihn zu retten, stürzte er sich in die Wellen hinab, die den Armen von Angst, Leben und Hofnungen trennten.

Der Brief, der alles das enthielt, was hier gesagt ist, in welchem er Antoninens gewissen Tod behauptete, kam an seiner Statt an Ort und Stelle an. Antonie lebte, allein die Nachricht konnte sie nicht lange überleben, unter bittern Vorwürfen gegen ihre Freundinn, die ihr den unseligen Schritt gerathen hatte, der Lippolts Tod war, starb sie nur bey halbem Verstande.

Indessen gab es doch Leute genug, die behaupteten, die Erscheinung wäre wahr, und richtig gewesen, und ein Wunder in allem dem suchten, was ganz natürlich zugegangen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt.

Seite

Standhafter

Selbstmörder aus Liebe.

Karl und Sophie 1

Geretteter

Selbstmörder aus Liebe.

Weber 19

Selbstmörderinn aus Liebe.

Antonette, arm und edel, aber unglücklich. 37

Mörder und Selbstmörder aus Liebe.

Friedrich 49

Selbstmörderinn aus Ehrgeiz.

Frau von L*** d. 63

Kinder- und Selbstmörder aus Armuth.

Kaspar 83

Selbstmörder aus Schwermuth.

H — — n 93

Drey auf einmal der vierte war klüger 108

Selbst-

Inhalt.

Seite

Selbstmörder aus Gefühl.

Hauptmann S* 118

Selbstmörder aus Behaglichkeit.

Wilhelm Miuton 129

Selbstmörder aus Todesangst.

Lippolt 146

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biographien der Selbstmörder

Bd.: 3

(1801)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2526(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414719-2